

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2,00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle:
Johannisstraße Nr. 46.
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 80 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 132.

Montag, den 10. Juni 1907.

14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Die Arbeiter vor dem König.

Wien, 8. Juni.

Dr. P. Eine ganz eigenartige Demonstration hat heute Abend die ungarische Arbeiterschaft veranstaltet. Franz Joseph als König von Ungarn ist mit großem Gefolge in Budapest angekommen, um dort den Tag festlich zu begehen, da ihm vor 40 Jahren die Krone des heiligen Stefan auf das Haupt gedrückt worden war. Und als der König den Bahnhof verließ, da sah er ein langes Spalier die beiden Seiten der Straßen erfüllen und so weit sein Weg ihn führte, bis zur Ofener Hofburg, viele Kilometer weit, überall standen dichte Menschenmauern. Aber es war nicht das gewöhnliche Publikum, das König empfängt. „Nicht bedientenhaftes, untertäniges Hüttschwenken“, so sagt die Schilderung eines Augenzeugen, nicht das übliche Hurrageschrei begrüßte den König. Als der Wagen des greisen Monarchen erschien, lästete die Menge höflich die Kopfbedeckung und aus zehntausenden Reihen ertönte der Ruf: „Es lebe das allgemeine Wahlrecht! Rechte dem Volke!“ In ihren gewöhnlichen Arbeitsgewändern, geradeaus von der Fabrik waren die Arbeiter herbeigeeilt, um dem König zuzurufen, daß sie das allgemeine Wahlrecht wollen und den Kampf um ihr heiligstes Recht nun wieder mit Energie aufnehmen wollen. Die Regierung der koalitierten Parteien, die das dem Volke gegebene Versprechen das allgemeine Wahlrecht einzuführen brechen will, hatte die Stunde der Ankunft des Königs bis zum letzten Augenblick verheimlicht. Aber in der vergangenen Nacht hatten die Arbeiter beschlossen, vor dem König für das allgemeine Wahlrecht zu demonstrieren und sie hatten der Polizei, die die Absicht hatte, die Demonstration zu verhindern, angezeigt, daß sie von dieser Demonstration nicht abstehen werden, koste es, was es wolle. Und so wurde diese einzig dastehende Demonstration durchgeführt von den zehntausenden Arbeitern, die in den sozialdemokratischen Gewerkschaften organisiert sind — und die Polizei konnte nichts tun, als nach der Demonstration in die Arbeiter, die vor der Redaktion der sozialdemokratischen „Nepozara“ noch die Marschallfesseln, hineinzureiten und einige Demonstranten zu verhaften.

Man muß diese Demonstration wohl verstehen. Es handelte sich bei den Arbeitern nicht darum, den König festlich zu empfangen oder gar ihm zu huldigen, auch nicht darum, ihm zur Kenntnis zu bringen, daß sie das allgemeine Wahlrecht wollen. Der Zweck der Demonstration war, vor der ganzen Öffentlichkeit zu manifestieren, welche bodenlose Gemeinheit es ist, daß eine Handvoll Sunker es wagt, dem einzigen Willen des Volkes und der Krone zu trotzen, zu manifestieren, daß das allgemeine Wahlrecht nur einen Feind hat: die Sunkeroligarchie, die vor dem König als die Nation aufspielt und dem Volke die politischen Rechte vorenthält, die sie ihm in dem berühmten Pakt mit der Krone feierlich zugesagt hatte.

Ungarn hat von allen europäischen Staaten das skandalöseste Wahlrecht. Von 5 Millionen erwachsenen Männern haben nur 700 000 das Wahlrecht. Und selbst diesen wird dieses Recht noch durch eine wahnsinnige Wahlordnung größtenteils geraubt. Nicht nur ist die Abstimmung öffentlich und mündlich, es müssen auch die Wähler des ganzen Wahlbezirkes an einem Wahlorte zusammenkommen, wo sie der mit allen Vollmachten ausgestattete Wahlkommissar in Gruppen nach eigenem Gutdünken entweder zur Wahl zuläßt oder sie stunden-, ja tagelang auf freier Felde warten läßt. Und dank diesem Wahlrecht ist das Parlament die Beute wucherischer Advokaten und ausbeuterischer Aristokraten. Als nun im April 1906 die Verfassungskrise durch einen Frieden zwischen der Parlamentsmajorität und dem König beendet wurde, gab der König die Macht in die Hände der Majorität, wogegen sich diese verpflichtete, das allgemeine Wahlrecht einzuführen. Aber dieses Versprechen ist ihnen, da sie nun an der Macht sind, unbequem und sie suchen durch künstliche Verwickelungen sich der Erfüllung zu entziehen. Diesem schmachvollen Treiben macht die Arbeiterschaft nun ein Ende. Mit der heutigen Demonstration hat sie ihren Willen kundgegeben, ihr Recht zu erkämpfen. Sie hat das Wort des Königs, daß er das allgemeine Wahlrecht will, sie hat das Versprechen der Regierung, das allgemeine Wahlrecht durchzuführen, und sie will nun die Erfüllung des Versprechens. Die Demonstration vor dem König war ein Warnungszichen für die herrschende Oligarchie und man kann annehmen, daß diese Warnung verstanden werden wird.

Russische Spizel an der Arbeit.

Aus Paris wird dem „Vorwärts“ geschrieben: Vor einiger Zeit wurde von gut informierter Seite aus Rußland gemeldet, daß der Pogromorganisator Ratschkowsky wieder an die Spitze der politischen Polizei in Petersburg getreten ist. Er war durch Enthüllungen in der ersten Duma derart kompromittiert worden, daß er für 11 Monate Rußland hatte verlassen müssen. Die verschiedenen für die russischen Revolutionäre scheinbar kompromittierenden Ereignisse in Paris, dann in Berlin und schließlich in Zürich werden mir von sehr einflussreicher russischer Seite als Ergebnisse erneuter Tätigkeit Ratschkowskys bezeichnet. Der angebliche russische Revolutionär Lau, der in Paris von einem Omnibus herabsprang, ist in der russischen Kolonie dort gänzlich unbekannt. Er wurde als Jude ausgegeben, er spricht aber weder russisch noch Sargon. Daß die Aktion in Berlin absolut wie das Hornberger Schießen ausgegangen ist, steht fest. Nichts blieb übrig, als daß zwei Leute mit falschen Pässen betroffen worden sind, und auch bezüglich des falschen Passes der einen Persönlichkeit bin ich zuverlässig unterrichtet. Der junge Mann hatte seinen richtigen Paß verloren und, um Unannehmlichkeiten zu entgehen, war er leichtsinnig genug, sich eines falschen Passes zu bedienen, aber es liegt so wenig gegen ihn vor, daß er nunmehr den legitimen Paß von neuem erhalten dürfte. Und schließlich erscheint auch das Züricher Ereignis, der Überfall der Polizeiwache, der Bombensund höchst eigenartig; bei dem Überfall ist niemand verletzt, und wie konnte man hoffen, einen Gefangenen befreien zu können, wenn man in stiller Nacht eine furchtbare Knalleret veranstaltet. Ich werde darauf aufmerksam gemacht, daß russische Spizel zurzeit in ruchloser Weise das zivilisierte Europa heimsuchen, allerlei terroristische Akte veranstalten, um damit einen doppelten Zweck zu erreichen. Es soll den russischen Flüchtlingen und zwar auch den harmlosen das Leben mehr und mehr erschwert werden und es soll eine Stimmung in Europa geschaffen werden, die neue Pogroms in Rußland — und sie sind in Vorbereitung — seitens der zivilisierten Welt milder beurteilen läßt.

Die Erklärung, die in dieser Zuschrift für die Ereignisse in Zürich und Paris gegeben wird, hat sich dem aufmerksamen Beobachter schon längst aufgedrängt. Daß der russischen Regierung, der Organisatorin der Judenmorde, derartige Praxis im Auslande zuzutrauen ist, darüber bedarf es keiner Auseinandersetzung. Das Wort vom „rollenden Kubel“ ist bekannt genug, und die Geschichte der auswärtigen russischen Politik weist viele Blätter auf, die davon erzählen, wie die Regierung des Zaren den Mord als bestes Mittel zur Förderung ihrer Pläne verwendet. Ein verderbtes Regiment, wie das an der Newa, wird unbedenklich auch die niederträchtigsten Mittel verwenden.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Segen der neuen Handelsverträge. Aber die Wirkungen der neuen Handelsverträge stellt der Handelsvertragsverein in seinen Mitteilungen eine Reihe Aufzählungen zusammen. Es heißt darin:

In der Generalversammlung der Aktiengesellschaft für Pappfabrikation teilte die Verwaltung mit, daß der Export der Gesellschaft nach Österreich seit dem Inkrafttreten der neuen Handelsverträge völlig aufgehört habe und auch bei der Konkurrenz minimal sei.

Die Verwaltung von Unger u. Hoffmann A.-G. schreibt in ihrem Geschäftsbericht für 1906: „Der Geschäftsgang in photographischen Trockenplatten wurde dadurch ungünstig beeinflusst, daß das Exportgeschäft seit Inkrafttreten der neuen ausländischen Zolltarife . . . nicht unwesentlich erschwert wurde; andererseits fanden ausländische Konkurrenzfabrikate im Inlande leicht Absatz.“

Der Verein für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund äußert sich in seinem Geschäftsbericht für 1906 folgendermaßen: „Es erscheint ein endgültiges Urteil über die neuen Handelsverträge so lange nicht am Platze, als die internationale Hochkonjunktur die Zollserhöhungen in den ausländischen Tarifen nicht voll wirksam werden läßt. Die vom Reichsamt des Innern veranlaßten Erhebungen über die „Auswanderung“ deutscher Industrien konnten aus diesem Grunde kein nennenswertes Ergebnis haben.“

Die Verwaltung des Berg- und Hüttenmännischen Vereins E. W. zu Siegen schreibt in ihrem Jahresbericht für 1906: „Wenn auch bei der guten wirtschaftlichen Lage

im Inlande und in den meisten benachbarten Industriestaaten die Wirkungen des neuen russischen Zolltarifs weniger in die Erscheinung traten, so läßt sich doch der schädigende Einfluß dieses Tarifs auf die deutsche Maschinenausfuhr nach Rußland nicht verkennen.“

Die Verwaltung von Felten und Guillaume-Lahmeyerwerken Akt.-Ges., Mühlheim a. R., teilt in ihrem Geschäftsbericht für 1906 mit: „ . . . Jedoch unterliegt es für uns keinem Zweifel, daß diese Handelsverträge für uns einer Reihe von Artikeln und Ländern eine erhebliche Verschlechterung der Absatzverhältnisse gebracht haben.“

Die Verwaltung der Bayerischen Bank für Handel und Industrie schreibt in ihrem Geschäftsbericht für 1906: „Das Ereignis des Münchener Lagerhauses Ostbahnhof G. m. b. H., dessen Anteile wir besitzen, wurde durch das am 1. März 1906 in Kraft getretene Zolltarifgesetz . . . nachteilig beeinflusst.“

In der „Frankfurter Zeitung“ beschäftigt sich eine längere Zuschrift aus Karlsruhe mit den „Segnungen“ des Zolltarifs. Sie kommt ebenfalls zu einem wesentlich anderen Ergebnis als die amtlichen Darstellungen. Zunächst weist auch sie darauf hin, wie verfehlt das Unternehmen gewesen sei, schon im gegenwärtigen Moment die endgültigen Wirkungen des neuen Zolltarifs festzustellen und speziell eine Antwort auf die Frage zu finden, ob unter seinem Einfluß eine Auswanderung der Industrie in größerem Maßstabe stattfindet. Dann hebt der Artikel weiter hervor, daß in Baden die Nachteile, die insbesondere kleinere und mittlere Industrie- und Handelsbetriebe erfahren hätten, bereits deutlich zutage treten.

Der Prozeß Pöplau. Nach neuntägiger Verhandlung ist am Mittwoch der ehemalige Geheimsekretariatsassistent bei der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Pöplau, zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden, weil er amtliche Schriftstücke an andere gegeben haben soll. Die Verurteilung erfolgte auf Grund des sogenannten Arnim-Paragrafen (§ 353a des Reichs-Strafgesetzbuches), der 1876 von Bismarck extra zu dem Zwecke geschaffen wurde, um gegen den damaligen deutschen Botschafter in Paris gerichtliche einschreiten zu können. Der Paragraph lautet:

„Ein Beamter im Dienst des Auswärtigen Amtes des Deutschen Reiches, welcher die Amtverschwiegenheit dadurch verletzt, daß er ihm amtlich anvertraute oder zugängliche Schriftstücke oder eine ihm von seinem Vorgesetzten erteilte Anweisung oder deren Inhalt anderen widerrechtlich mitteilt, wird, sofern nicht nach anderen Bestimmungen eine schwerere Strafe verurteilt ist, mit Gefängnis oder mit Geldstrafe bis zu 5000 Mark bestraft.“

Es ist das erste Mal, daß dieser Strafparagraf zur Anwendung gekommen ist. Aber für solche Anklagen wie die gegen Pöplau war der Paragraph nicht berechnet und mit Recht betonte unseres Erachtens der Verteidiger, daß an eine so extensive Interpretation des § 353a, wie sie hier in diesem Falle gegeben werden sollte, bisher kein Mensch gedacht habe. Sollte der Paragraph so weit interpretiert werden, so würde jeder Bote meist bestraft werden müssen, der etwa sagt: „Heute haben wir fünfzig Eingänge gehabt.“ Auch folgende Konsequenz würde entstehen: Der Staatsanwalt des Auswärtigen Amtes ist ein sehr geheimes Aktenstück. Wenn ein Beamter des Auswärtigen Amtes aus diesem Etat irgendeine Mitteilung macht, würde er bestraft werden; einem Beamten des Reichs schäme es würde aber unter gleichen Umständen dieses Schicksal nicht beschieden sein. Er hätte hinzufügen können, daß wenn heute ein Beamter des Kolonialamtes täte, was Pöplau getan hat oder getan haben soll, nicht mehr auf Grund des § 353a bestraft werden könnte, weil das Kolonialamt nicht mehr zum Auswärtigen Amt gehört. Unter solchen Umständen erscheint besonders die erkannte Gefängnisstrafe sehr schwer.

Der Prozeß erscheint aber noch aus anderen Gesichtspunkten sehr beachtlich, nämlich in Hinsicht, ob es höchste Aufgabe der Justiz ist, die Wahrheit zu ermitteln und ob die Staatsbehörden das Recht haben, bei Erfüllung dieser Aufgabe der Justiz in die Arme zu fallen. Das geschieht aber, denn als Zeugen vorgeschlagene Beamten die Erlaubnis zur Zeugenaussage verweigert wird. Das ist aber bei einer ganzen Reihe von Zeugen, den Reichskanzler voran, geschehen. Die Genehmigung zur Zeugenaussage dürfte ihnen auf Grund des § 53 der Strafprozeßordnung nur verweigert werden, „wenn die Ablegung des Zeugnisses dem Wohle des Reiches oder eines Bundesstaates Nachteil bereiten würde“. Sind wirklich so schlimme Dinge vor dem Bekanntwerden in der Öffentlichkeit zu schützen, daß das Wohl des Reiches dadurch gefährdet werden kann?

Nur die äußerste Gefahr sollte die Anwendung dieser Bestimmung rechtfertigen, denn sie entzieht dem Angeklagten eventuell völlig die Möglichkeit der Verteidigung. Pöplau wollte durch das Zeugnis hoher Reichsbeamter beweisen, daß er

gar nicht in der Lage gewesen sei, sich selbst amtliches Urkundenmaterial anzueignen. Konnte er diesen Beweis führen, so fiel die Anklage. Denn als Beamter außer Diensten durfte er auch amtliches Material, das ihm auf den Tisch lag, das er sich also nicht selbst während seiner Dienstzeit widerrechtlich angeeignet hatte, für seine Zwecke verwenden, ohne gegen den Armin-Paragrafen zu verstoßen. Durch die Verweigerung der Genehmigung zur Zeugnisaussage seitens der fraglichen Beamten ist dem Angeklagten die Möglichkeit genommen worden, den Beweis zu führen; das Urteil ist auf Grund eines unvollständigen Beweisverfahrens gefällt worden.

Das Gericht hat die Verweigerung der Zeugnisaussagen als unabänderlich hingenommen. Wenn nicht Beamte in Frage kommen, macht sich bekanntlich die Sache anders. Man denke nur an die Zeugniszwangsverfahren gegen Redakteure, denen man zumutet, eine ehrlose Handlung durch Verrat seines Gewährsmannes zu begehen, angeblich um der Wahrheit zum Durchbruch zu verhelfen. Ist die Wahrheit weniger begehrt, wenn die Zeugenschaft von Beamten unangenehme Dinge ans Licht bringen kann?

Dernburg, der Rächer. Der neue Staatssekretär der Kolonien hat seine Tätigkeit mit einer Maßnahme eröffnet, die der Paarungsära durchaus würdig ist. Er hat gegen nicht weniger als acht Sozialdemokraten Strafantrag gestellt, weil sie in Reden während der verflohenen Reichstagswahlbewegung Kolonialbeamte beleidigt haben sollen. Die Verbrecher sind sämtlich Einwohner des Herzogtums Gotha, es sind die Genossen Bock, Hildebrandt, Soos, Rister, Keller, Leube und Zentgraf in Gotha, Schauder in Ohrdruf. Seit Menschengebunden ist, wie unser Gothaer Parteiblatt, das „Volksblatt“ mitteilt, eine Anklage wegen einer Rede in öffentlicher Versammlung im Herzogtum Gotha nicht vorgekommen. Der neuen Aera ist der Vorstoß gegen die Redefreiheit vorbehalten geblieben. Ganz folgerichtig ist deshalb auch Bernhard Dernburg, die Verkörperung der neuen Aera, mit bei der Affäre. Für die mangelnden liberalen Taten bringt er den Liberalen Ersatz — er erlegt ihre gefährlichen Feinde, die Sozialdemokraten, fettenweise. Acht auf einen Streich! Mit der Beurteilung eines Beleidigers wäre die verletzte Ehre seiner Beamten nicht genügend repariert. Alle acht müssen sie brummen. Also beschloß es Dernburg, der Reformator und Rächer.

Österreich-Ungarn.

Eine Amnestie. König Franz Joseph hat anlässlich seines 40jährigen Krönungsjubiläums eine umfangreiche Amnestie, namentlich für Personen erlassen, die wegen Majestätsbeleidigung verurteilt sind.

Lärmszenen im ungarischen Abgeordnetenhaus. Im ungarischen Abgeordnetenhaus kam es Freitag zu großen Skandalen. Der rumänische Abgeordnete Dr. Alexander Bajda, der vor einigen Monaten in eine Rede ein Ungarn beleidigendes Gedicht eingeworfen hatte, und dem damals die ungarischen Abgeordneten mit Injultierung drohten, erschien in der Sitzung zum ersten Mal wieder im Hause, wo er sofort bei seinem Erscheinen im Saal von mehreren Abgeordneten beschimpft wurde. Unter dem Schutze mehrerer Abgeordneter der Nationalitätenpartei blieb er trotz des Ersuchens des Ministerpräsidenten, er möge sich entfernen, im Saale. Der Lärm wurde immer größer, so daß der Vorsitzende die Sitzung suspendieren mußte. Während der Pause drangen etwa 50 Abgeordnete auf Bajda ein, den mehrere Kollegen deckten und mit schwerer Mühe aus dem Saal brachten. Zwischen den Abgeordneten Somoggi und Horvath und dem Rumänen Suciu kam es zu einem Handgemenge. In den Couloirs konnte Bajda nur unter förmlicher Aufopferung des Quätors vor Tätslichkeiten geschützt, aus dem Hause gebracht und mittelst Wagens weggeführt werden. In allen politischen Kreisen herrscht größte Aufregung. Die Abgeordneten der Nationalitätenpartei sind über den Gewaltakt entrüstet, und die Rumänen beraten, ob sie ihre Mandate niederlegen oder ihr Recht, unbehindert ihr Mandat auszuüben, eventuell mit Gewalt erzwingen sollen. Es wird bekannt, daß sowohl der Ministerpräsident als auch der Präsident Lusth vom Erscheinen Bajdas vorher Kenntnis hatten, und daß auch ein Ministerrat festgestellt hat, daß Bajda unbedingt ein Recht habe zu erscheinen, er möge dies jedoch jetzt nicht tun. Der Präsident des Nationalitätenklubs Mihajni erklärte dem Ministerpräsidenten, die Nationalitäten könnten sich solch beschämender Weisung nicht fügen. Es wird vielfach kommentiert, daß Präsident Lusth bei Wiedereröffnung der Sitzung des peinlichen Vorfalles, über den auch dem Monarchen berichtet wurde, mit keinem Worte gedachte.

Rußland.

Reichsduma. Das Haus hörte Sonnabend zunächst die Reden von sechs Vertretern verschiedener Parteien an über die Agrarreformvorlage. Die sozialistischen Redner griffen in heftigen Worten die Erklärungen des Präsidenten über die Agrarfrage, sowie die von den Kadetten eingebrachten Gesetzentwürfe an. Muschenko (Rev. Soz.) schloß seine Rede mit den Worten: Die Regierung hat die Nation herauszufordern, die Herausforderung wird angenommen. Rutiler (Kad.) entwickelte kurz das Programm der Kadetten und sagte, die Zwangsenteignung sei das Prinzip jeder Agrarreform. Die Partei der Linken brachte eine Tagesordnung ein, in der sie sich über die Hauptgrundsätze der Agrarreform ausspricht. Die Sozialdemokraten brachten eine Tagesordnung ein, in der die Zuteilung des Grundbesitzes an die Gemeinden ohne Entschädigung der bisherigen Eigentümer als notwendig hingestellt wird. Die Arbeitspartei verlangt, daß der Grundbesitz das Gemeingut der Nation werde, oder daß zum mindesten die Zwangsenteignung als Grundlage der Reform festgelegt werde. Das Mitglied der Kadettenpartei Riejewetter beantragte zunächst eine Entscheidung über die Vorfrage, ob man überhaupt eine Tagesordnung annehmen müsse. Seine Partei sei dagegen, weil der Standpunkt der verschiedenen Parteien bekannt, und es auch unmöglich sei, eine Einigung unter den auseinandergehenden Ansichten der Abgeordneten zu erzielen. Beresin (Vizepräsident der Duma und Mitglied der

Arbeitspartei) beschuldigte die Kadetten der Doppelzüngigkeit und sagte, sie sollten entweder die Zwangsenteignung annehmen oder nicht. Der Präsident stellte darauf die Vorfrage, und die Duma lehnte es mit 235 gegen 191 Stimmen ab, irgendwelche Tagesordnung anzunehmen. Die Kadetten, die Rechte und die Polen stimmten hierbei gegen die Parteien der Linken. Um 7,40 Uhr wurde die Sitzung geschlossen.

Die Dumaauflösung und der alte „neue Mann“. Der Petersburger Korrespondent des „Berliner Tageblatt“ meldet: Die Gerüchte, daß in den nächsten Tagen die Auflösung der Duma bevorstehe, gewinne an Wahrscheinlichkeit. Aus sonst unbedingt zuverlässiger Quelle erfahre ich die unglaublich klingende, mir aber als absolut wahr angegebene Nachricht, daß die Erneuerung Wittes zum Premier beschlossene Sache ist. Wille soll auch das Ministerium des Innern übernehmen und die Wahlgesetzreform durchführen. Allgemeines Erstaunen erregt das schroffe Auftreten Wittes in der Mittwochssitzung des Reichsratszentrums gegen die Regierung. In anderthalbstündiger Rede griff Wille Stolypin an und wies nach, daß Stolypin nicht verpflichtet gewesen wäre, dieses Budget in der Duma einzubringen. Dienstag fand bei Wille ein Dinner statt, an dem die Großfürsten Wladimir und Alexander teilnahmen.

Neue Urteile in Riga. Die „Russische Korrespondenz“ schreibt aus Petersburg: In Beantwortung der Interpellation wegen des Blutbades in Riga erging ein Befehl, die Regierung auf Drängen der Duma, daß ein unparteiisches Gericht die Untersuchung leiten werde. Jetzt wird hier bekannt, daß am vergangenen Dienstag in Riga acht Gefangene zum Tode verurteilt wurden, und es steht fest, daß das Gericht in rückwärtsloser Weise alles getan hat, um die schuldige Gefängnisverwaltung zu entlasten. Aus dem Zeugenverhör ergibt sich, daß eine Gruppe Häftlinge in der Tat einen Fluchtversuch machte, dabei wurde ein Gefängniswärter mißhandelt. Eine halbe Stunde später, nachdem der Fluchtversuch schon vollkommen mißlungen war, bei dem überdies niemand vom Gefängnispersonal ernstlicher mißhandelt war, und nachdem alle Häftlinge bereits in die Zellen zurückgebracht waren, erschien der Gefängnisdirektor mit Militärpatrouille und richtete unter den Gefangenen das Blutbad an. Er selbst schoß auf die Häftlinge, jagte sie aus den Zellen in den Korridor, wo sie von den Soldaten mit Bajonetten und Schüssen empfangen wurden. Am Gefangenen einzuschüchtern, wurde ihnen mitgeteilt, sie seien dem Feldgericht überliefert und würden am folgenden Tage bereits hingerichtet werden. Die Soldaten, Armenier und Grusinier, welche bei der Verhandlung als Zeugen fungierten, und kein Russisch verstanden, wurden ohne Dolmetscher verhört. Der Untersuchungsrichter kümmerte sich überhaupt nicht darum, daß die bereits in die Zellen zurückgeführten Häftlinge durch Revolver- und Flintenkugeln verwundet und getötet wurden. Den Verteidigern wurde die Ausübung ihres Amtes unmöglich gemacht. Es war ihnen verboten, an den sachverständigen Arzt Fragen zu stellen über den Charakter der Wunden, die die Angeklagten hatten. Ebenfalls durften sie das Dienstpersonal des Gefängnisses über die Vorgänge befragen. Dies Dienstpersonal wurde nicht einmal vor Gericht als Zeugen vernommen, da die höheren Behörden die Erlaubnis zum Erscheinen der Betreffenden nicht gaben. Die gesamte Verhandlung wurde durch die Tatsache charakterisiert, daß der Gerichtsvorsitzende die angesehenen Petersburger Rechtsanwälte Wolkenstein und Perewesew, die als Verteidiger fungierten, als Petersburger Gesindel bezeichnete. Er verweigerte den Verteidigern Eintragungen in das Protokoll mit der Motivierung, die Eintragung von Motivierungen zur Kassation sei unnütz, da eine Kassationsklage in jedem Falle abgewiesen werden würde. Die Verteidigungsreden seien überhaupt unnütz, da sie auf das Verdikt in keinem Falle Einfluß üben würden. Die Richter würden diese Reden überhaupt nicht anhören. Die Empörung hier in Petersburg über diese Vorgänge ist um so größer, da die Regierung der Duma unparteiisches Gericht zugesagt hatte. Auch dieses Ereignis spitzt die politische Situation weiter zu.

Frankreich.

Die südfranzösischen Winzer veranstalteten gestern eine große Demonstration in Montpellier. In mehreren südfranzösischen Orten zerrissen die Bürgermeister, damit über den faktischen Beginn der geschlossenen Zeit kein Mißverständnis obwalte, ihre Schärpen. Die Maires wurden auf die Schultern gehoben. Die Demonstration verlief ohne Zwischenfall.

Serbien.

Das Kabinett Pašitsch reichte infolge der heftigen Angriffe der Opposition seine Demission ein. Der König nahm dieselbe an.

Aus dem Gerichtssaal.

Sieben Monate Gefängnis gegen Jugendliche wegen eines Osterfeuers. Vor der Städtischen Strafkammer standen am Mittwoch der 16-jährige Zigarrenmacherlehrling Arimann und der fast 18-jährige Laufbursche Nolte aus Eitzlingerode bei Duderstadt, die an dem zweiten Osterfeiertage im Enghenberger Walde mit zusammengetragenem trockenem Gras ein Osterfeuer angezündet und dadurch einen Waldbrand verursacht hatten, durch den ein Schaden von 1300 Mk. entstanden ist. Das Gericht erblickte in der Handlungsweise der leichtsinnigen jungen Leute den Tatbestand der vorläufigen Brandstiftung und verurteilte Arimann als den „Rädelsführer“ zu vier Monaten, Nolte, der vom anwesenden Kreisarzt Dr. Lochte als geistig minderwertig bezeichnet wurde, zu drei Monaten Gefängnis.

Ein Reinfall von Konsumvereinsgegnern. Der Vorstand des Stettiner Rabattparvereins hatte gegen den Genossen Quessel vom „Volksboten“ zu Stettin eine Privatklage angehängt, weil er sich durch mehrere „Volksboten“-Artikel beleidigt fühlte. Darin hieß es u. a.: „Wer bei Rabattparvereinen kauft, betrügt sich selbst“. Ferner wurde dem Rabattparverein, der seit einigen Jahren einen

heftigen Kampf gegen den Konsumverein führt, nachgesagt, daß er verleumderisch agiere. Der Beklagte erbrachte für diese Behauptung den Wahrheitsbeweis; im übrigen wurde ihm der Schutz des § 193 zugebilligt und er infolgedessen freigesprochen. Mit betrübten Mienen mußten die fleißigbewußten Antikonsumisten abziehen.

Gerechtigkeit muß sein. Ein Urteil, das Aufsehen macht, hat dieser Tage, so schreibt die „Trierische Zeitung“, das Schöffengericht in Wiesbaden gefällt. Der Kaufmann S. Marx aus Viebrich hatte eines Sonntags eine kleine Reise gemacht und dabei sein Kind, das noch zum Besuch des israelitischen Religionsunterrichts verpflichtet war, mitgenommen, obwohl an diesem Tage vom Religionslehrer Unterricht abgehalten wurde. Er hielt es nicht für nötig, auch nachträglich die Versäumnis zu entschuldigen, und der Religionslehrer erstattete Strafanzeige. Er suchte dabei auf einer alten nassauischen Verordnung, wonach mit 1 Kreuzer zu bestrafen ist, wer sein Kind an gewöhnlichen Religionsunterricht nicht teilnehmen läßt, mit 2 Kreuzer, wer sich desselben Vergehens bezüglich des Konfirmandenunterrichts, und gar mit 3 Kreuzer, wer sich der Übertretung bezüglich der jabbathlichen Religionsstunde schuldig macht. Als nun diesmal der „Verbrecher“ vor dem Schöffengericht stand, wurde er dort in Anwendung der zitierten Verordnung zu 3 Pfennig Strafe verurteilt. Ganz im Sinne des Gesetzes zu verfahren, war dabei nicht möglich, denn nassauische Kreuzer gibt es nicht mehr, und die Umrechnung, daß 1 Kreuzer = 3 Pfennig sei, keineswegs eine durchaus zutreffende. Es konnte auch nicht jede Garantie für die Ausführung des Urteils geboten werden durch die Substitution einer Freiheitsstrafe, und wenn Zahlung von dem Verurteilten nicht zu erlangen ist, dann bleibt eben das Urteil in der Schwebe.

Ein Richter nach dem Herzen der Scharfmacher. Amtsrichter Frohnauer in Kumbach hat bekanntlich einen sozialdemokratischen Redakteur, der den Fabrikanten Hornschuh beleidigt haben sollte, zu 10 Tagen Gefängnis verurteilen zu müssen geglaubt und dann denselben Redakteur in Zeugniszwanghaft gesteckt, weil er den Verfasser des fraglichen Artikels nicht nennen wollte. Auch in anderen Fällen verhängte er gegen Sozialdemokraten, die wegen Beleidigung angeklagt waren, Gefängnisstrafen. Frohnauer kann aber auch milde urteilen, wenigstens wenn Hornschuh der Beleidiger und Sozialdemokraten die Beleidigten sind. Das zeigt folgender Fall. Hornschuh hatte einige Arbeiter mit Ausbrüchen, wie „Saubande“, „Schweinebande“ usw. regaliert. Einer von diesen, der Genosse Kenter, ließ sich dies nicht gefallen und klagte gegen Hornschuh wegen Beleidigung. Vor der Verhandlung hatte K. gegen den Kläger höhnisch erklärt: „Sie glauben wohl, daß ich Gefängnis bekomme? Da sind sie im Irrtum. Ich bekomme höchstens einige Mark Geldstrafe, und die zahlt das Geschäft.“ — Er hatte aber die Nachsicht des Richters Frohnauer noch viel zu niedrig eingeschätzt, denn dieser sprach ihn frei, weil er „in Wahrung berechtigter Interessen“ gehandelt habe und sich „keiner Rechtsminderung bemußt“ gewesen sei! Die Zeugen des Klägers bezichtigte er der Niederträchtigkeit, Gewissenlosigkeit und Ehrlosigkeit, und in der Begründung des Urteils kommt der merkwürdige Satz vor: „Es sei auffällig, daß die Belastungszeugen zugunsten des Klägers aussagten, während die Entlastungszeugen eine andere Meinung hätten. Ein Unternehmer verfolgt somit berechtigter Interessen, wenn er Arbeiter als Saubande bezeichnet, außerdem fehlt ihm auch das Bewußtsein, daß solche Beschimpfungen rechtswidrig sind! Wie lange darf Frohnauer noch die bayerische Justiz kompromittieren?“

Ein ländliches Kulturbild. Vor dem Schwurgericht in Freiberg steht gegenwärtig ein Rattenkönig von Prozeßen gegen Einwohner des sächsischen Dorfes Siebenlehn zur Verhandlung. Feuerwehrlente, Handwerker und deren Ehefrauen haben sich wegen Brandstiftung, Betrugs, Meineids etc. zu verantworten. Auch der ehemalige Bürgermeister ist in die Affäre verwickelt. In dem einen Prozeß wurde der verwitweten Luise Sparmann und dem Adolf Krinke zur Last gelegt, am 25. Januar 1903 von einer Bodenammer aus das dem Schuhmacher Louis Kost gehörige Haus vorsätzlich in Brand gesetzt und durch überhöhte Versicherung die Berliner Feuerversicherungsgesellschaft geschädigt zu haben. Die Angeklagte Luise Sparmann bekennt sich im allgemeinen schuldig, behauptet indessen, daß ihr Bruder, der Angeklagte Krinke, ihr lediglich den Rat gegeben habe, das Haus anzubrennen, selbst beteiligt habe er sich nicht. Er habe ihr die in Siebenlehn vielverbreitete Redensart vorgehalten: „Wer abbrennt, dem ist geholfen.“ Sie habe sich auch durch den Brand retten wollen, da sie in schlechter Vermögenslage gewesen sei. Die Sparmann hat 2500 Mk. von der 7400 Mk. betragenden Versicherungssumme ausgezahlt erhalten, die sie teilweise in Sparflaskenbüchern angelegt hat. Präsi.: In Siebenlehn scheint die Praxis zu herrschen: Man sagt nichts, dann müssen sie einen wieder herauslassen. Angekl.: Man sagt: Wenns niemand gesehen hat, kann einem auch nichts passieren. In Siebenlehn ist es so: Wer in Not ist, brennt an. Auf das Gerede hin, habe ich auch angebrannt. Weshalb sollte ich arme Witwe es nicht, wenn große Männer es tun! Präsi.: Wollen Sie nicht einige nennen? Angekl.: Nein! Präsi.: Also, Sie wollen nichts verraten. Angekl.: Wenn alle gepackt würden, dann wären noch viel mehr da. Präsi.: Das kann alles noch werden. Angekl.: Die Feuerwehr brennt in Siebenlehn an. Wenn ein Haus brennt, muß auch das nächste weg. Man hat sich gemeinsam besprochen. — Auf die Frage, wie es beim Bürgermeister bei der Schadenregulierung sei, erzählt die Angeklagte: Der Bürgermeister hat mich gefragt, wie viel verbrannt wäre. Als ich ihm sagte, daß ich's noch nicht wüßte, sprach er zu mir: Auf ein paar Mark kommt es nicht an. Präsi.: Er hat also ein sehr weiches Gemüt in diesen Sachen. Der Präsident hält Krinke vor, daß er sich zu jemand, der ein schlechtes Haus hatte, geäußert habe: Gib mir 50 Mark und laß die Tür offen, dann ist das Haus in drei Tagen weg. Auf dem Brandplatze hat der Angeklagte Krinke das Rettungsnetz erschwert, was er jedoch bestritt. Die Beweisaufnahme, die in der Hauptsache das Geständnis der Sparmann bekräftigte, zeitigte eine recht bezeichnende Bemerkung des Siebenlehnener Gendarmen. Dieser erzählte, daß die Breitenbacher Feuerwehr mit ihrer Spritze durch die Siebenlehnener Wehr von dem Haupthydranten weg gewiesen worden ist. Es habe geheißen: „Das ist unser Feuer, das geht euch nichts an.“ Wie der Präsident bemerkt, sei das in Siebenlehn ein feststehender Grundsatz gewesen. Durch das Wegweisen der Breitenbacher Feuerwehr, so teilte der Gendarm weiter mit, sei großer Wasserverlust entstanden, so daß das Löschen beeinträchtigt wurde. Die Luise verm. Sparmann wurde wegen Brandstiftung und Versicherungsbetrugs zu 1 Jahr 6 Monaten Zuchthaus und 3 Jahren Ehrenrechtsverlust verurteilt. — Die Prozesse ziehen immer weitere Kreise. Bis jetzt sind 18 Personen angeklagt, darunter der Feuerwehrhauptmann sowie eine größere Zahl Feuerwehrleute. Dem Rattenkönig von Brandstifterprozessen dürfte sich ein Rattenkönig von Meineidsprozessen anschließen.

In den Hauptverhandlungen gegen den Schuhmacher und Wirtschaftsgesellen Julius Richter aus Obergruna bei Ziegenhagen wegen Meineids und wegen vorsätzlicher Brandstiftung wurden dessen Ehefrau und der Agent Ghelebe bereits wegen Verdachts der Verleumdung zum Meineid resp. Begünstigung dazu sofort in Haft genommen. Weitere Verhaftungen stehen noch bevor. Es ist versucht worden, besonders den Versicherungsagenten und Rechtskonsulenten Schmidt aus Meßkau zu einer für Richter günstigen Aussage zu beeinflussen. Bei Beginn des Prozesses erwähnte der Vorsitzende, daß kürzlich aus Anlaß einer ganz geringfügigen Sache im Freiburger Landgerichtsbezirk 16 Urteile wegen Meineids ergangen sind und 2 Personen es vorgezogen haben, sich durch Selbstmord dem Richter zu entziehen. Der Schuhmacher Julius Richter wurde schließlich zu zwölf Jahren Zuchthaus und 14 Jahren Ehrenrechtsverlust verurteilt, und zwar wegen Meineids in zwei Fällen zu 8 Jahren Zuchthaus und 8 Jahren Ehrenrechtsverlust und wegen Brandstiftung zu 4 Jahren Zuchthaus und 6 Jahren Ehrenrechtsverlust. Die Meideide hatte Richter in einem Fortbildungsprozeß des Produktenhändlers Pfähler in Siebenlehn gegen ihn wegen 100 Mk. geschworen, indem er unter Eid behauptete, die Schuld bezahle zu haben. Die Verhandlung gestaltete sich sehr langwierig, weil der berechnete Verdacht von Zeugenbeeinflussung bestand. Nach etwa zweistündiger Vernehmung gelang schließlich der als Zeuge vernommene Agent und Rechtskonsulent Schmidt aus Meßkau zu, daß Richter ihm durch den Agenten Ghelebe 500 Mk. für Abgabe eines für den Angeklagten günstigen Zeugnisses geboten habe. Doch bequeme er sich erst dazu, als seine Ehefrau eine dahingehende Aussage gemacht hatte. In dem anderen Straf-falle wurde Richter zur Zeit gelegt, am 15. November 1900 zu Obergruna das dem Gutbesitzer Dreißig gehörige Gehöft, bestehend aus Wohnhaus und Scheune, sowie das dazu gehörige bewohnte Seitengebäude vorsätzlich in Brand gesetzt zu haben, nachdem die Besetzung von dem beweglichen Inventar ziemlich ausgeräumt gewesen ist. Auch in diesem Falle hat die Ehefrau des Angeklagten Richter versucht, Zeugen zu kaufen.

Ein beleidigter Organist. Vermorfen wurde vom Landgericht Guben die Verurteilung des Genossen Friede-nthal von der „Märkischen Volksstimme“ zu fünf Jahren Gefängnis wegen Verleumdung des Reichstagsabgeordneten Dr. Kottbus. Er soll den Verleger des „Niederlausitzer Generallanzeiger“, Herrn Langendorf, beleidigt haben. Und zwar durch eine Abonnements-Einladung der „Märkischen Volksstimme“, in der gesagt war, daß die meisten bürgerlichen Blätter des Bezirks „Stiven-dialen“ und „Ausgehaltene“ des Reichsverbandes zur Verleumdung der Sozialdemokratie seien. Herr Langendorf bestritt vor Gericht nicht, daß sein Blatt aus den Korrespondenzen des Reichsverbandes geschöpft wird, aber die Ausdrücke „Stiven-dial“ und „Ausgehaltene“ ge-fielien ihm nicht, und Schöffengericht und Landgericht traten der Ansicht bei, daß die Worte formell beleidigend seien. Herr Langendorf war, was nicht uninteressant ist, zu konsultieren, in Frankfurt a. M. in den Jahren 1900 bis 1902 Geschäfts-führer des dortigen Parteiblattes, der „Volksstimme“, Mitglied des Sozialdemokratischen Vereins und des Ver-bandes deutscher Buchdrucker bis er die Druckerei seiner Schwiegermutter in Kottbus übernahm und wohlbestallter Amtsblattredakteur und Verleger wurde. Jetzt macht dieser Überzeugungstreue in Sozialistenfresserei und Verleumdungs-lusterei — zwölf Lehrlinge „lernen“ in seiner Druckerei bei drei Gehilfen. Der Niederlausitzer „General-Anzeiger“ ist der Moniteur des konservativen Reichstagsabgeordneten für Kottbus-Preußen, v. Dirsfen. Er bringt natürlich alle Reichsverbandssagen über die Sozialdemokratie, der Herr Langendorf einst selbst angehörte. Man beargwöhnt danach, weshalb der Herr jetzt so äußerst empfindlich ist.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Montag, den 10. Juni.

Achtung, Solzarbeiter! Zuzug nach Mülln (Lauen-burg) ist fernzuhalten.

Travemünde. Gesperrt für Bauarbeiter ist das Geschäft von Söhrmann.

Die hiesige Rechtsauskunftsstelle zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, die bekanntlich s. Zt. von den vereinigten bürgerlichen Parteien mit einem großen Aufwand von schönen Redensarten von der Opfermüdigkeit des Bür-gertums ins Leben gerufen worden ist, hätte sehr bald das Zeitliche segnen können, wenn nicht Vater Staat in seinen Geldbeutel gegriffen und Tausende von Mark für dieses In-stitut gespendet hätte gegen den Willen der großen Mehrheit der Lübecker Bevölkerung. Nachdem nun einmal die Steuerpöbel für die sogenannten Rechtsauskunfts-stelle der bürgerlichen Parteien, also für politische Zwecke, in Anspruch genommen worden sind, ist bei jenen Leuten der Appetit mit dem Eisen gekommen. Am 16. Mai d. Jz. wandten sie sich abermals an den Senat und verlangten eine weitere Beihilfe von 3000 Mark für das laufende Jahr. Man gedenkt dafür einen zweiten Juristen (Assessor) anzustellen. Vielleicht interessiert es unsere Leser zu erfahren, daß gegenwärtig bereits ein dem Stab-t und Landamt überwiesener Referendar regel-mäßig bei der Auskunftsstelle arbeitet. Man scheint dem-nach in maßgebenden Kreisen bereits eine Brücke zwischen einem Institut, das zur Bekämpfung einer bestimmten poli-tischen Partei dienen soll, und einer staatlichen Behörde ge-schlagen zu haben. Das wundert uns zwar nicht; es läßt jedoch immerhin tief blicken. Der Senat hat natürlich gegen den Antrag auf erhöhte Subventionierung der vereinigten bürgerlichen Parteien nichts einzuwenden und wird denselben demnächst dem Bürgerausschuß zur Genehmigung vorlegen. Da letztere Körperschaft ausschließlich aus Angehörigen der vereinigten bürgerlichen Parteien besteht, so ist eine ein-stimmige Annahme des Antrages mit Sicherheit zu erwarten. Und die Lübeckischen Steuerzahler, auch die von der Rechts-auskunftsstelle bekämpften Sozialdemokraten, müssen blechen. Es ist doch wirklich erhebeud, den „Opfermut“ der bürger-lichen Parteien zu beobachten. Nicht einmal die von ihnen zur Bekämpfung ihrer Gegner geschaffenen Einrichtungen vermögen sie aus eigener Kraft und eigenen Mitteln hoch-zuhalten, obwohl die reichsten Leute doch zu ihnen gehören. Wie steht demgegenüber die organisierte Arbeiterkraft da. Sie ist stolz auf das von ihr geschaffene Arbeitersekretariat und betrachtet es als eine Selbstverständlichkeit, auch die Mittel dafür aus eigener Tasche aufzubringen. Das ist gewiß ein bemerkenswerter, charakteristischer Unterschied zwischen

Bürgertum und Sozialdemokratie. Die Art, wie die Bewilligung der Subvention erstrebt wird, scheint u. E. auch nicht gerade verfassungsmäßig zu sein. Genosse Wissell hat das s. Zt. auch treffend in der Bürgerkassette nachgewiesen. Es wird sich zweifellos noch Gelegenheit finden, auf die Un-gelegenheit zurückzukommen.

Vernis- und Betriebszählung. Im Nachstehenden führen wir einige Punkte auf, welche nach den von den Herrn Zählern gemachten Erfahrungen vielfach zu Mißver-ständnissen Veranlassung gegeben haben. In der Haus-haltungskarte sind nicht allein die erwerbstätigen Personen, sondern alle am Zahlungstage anwesenden Haushaltsmit-glieder, also auch die nicht erwerbstätigen Familienangehörigen (Frauen und Kinder) aufzuführen. Landwirtschafts-karten sind nicht auszufüllen für Biergärten, auch wenn in diesen nebenher ein unbedeutender Anbau von Nutzpflanzen stattfindet. Für Gewerbebetriebe gelangen zwei ver-schiedene Formulare zur Verteilung nämlich 1. die umfang-reicheren Gewerbebogen für Betriebe mit mindestens 4 Personen (einschl. des Inhabers oder Leiters) und für alle Be-triebe mit Hausgewerbebetreibenden, Heimarbeitern und Umtriebs-maschinen. 2. Gewerbeformulare für kleinere Betriebe mit höchstens 3 Personen (einschließlich des Inhabers oder Betriebsleiters.) Familienangehörige, welche nicht Mit-inhaber, Gesellen, Gehilfen oder Lehrlinge, sondern im Betriebe nur mithelfend tätig sind, werden dabei nicht mitgerechnet. Ihre Zahl ist aber im Gewerbebogen unter 9 g im Gewerbeformular unter 9 h an besonderer Stelle anzuf-geben. Inhaber mehrerer verschiedenartiger Gewerbe-betriebe haben für jeden Betrieb einen besonderen Gewerbe-bogen oder ein besonderes Gewerbeformular auszufüllen. Wird das Personal oder ein Teil davon gleichzeitig in den verschiedenen Betrieben beschäftigt, so sind die einzelnen Per-sonen nach ihrer Haupttätigkeit bestmöglichst auf die einzelnen Betriebe zu verteilen; jedoch darf jede Person, auch der In-haber, nur einmal gerechnet werden. Im unteren Teile der zweiten Seite des Gewerbebogens sind die beschäftigten Per-sonen nicht namentlich, sondern nur nach der beson-deren Art ihrer Beschäftigung zahlenmäßig aufzuführen.

Die Reeder und ihre Helfershelfer als Verleumder im Seemannsstreik in Deutschland. Der Streik der deut-schen Seeleute im Nord- und Ostseegebiet bereitet den Ree-dern ungeheure Schwierigkeiten, die selbst nicht unter Heranziehung des berechtigten internationalen Streikbroschürenbundes behoben werden können. Den Reedern brennt deshalb das Feuer auf den Nägeln, weshalb sie nunmehr zu dem ver-werflichen und schmutzigen Mittel der Verleumdung der Streik-führer greifen, um, wenn möglich, so Uneinigkeit in den Reihen der Streikenden selbst zu stiften. Insbesondere haben sie und ihre Helfershelfer es in diesem elenden Verleum-dungskampfe auf sich als den ihnen so sehr ver-haßten Leiter des Seemannsverbandes abgesehen. Ich will hier nicht in dem fälschlich-faulen Morast ihrer Lügen und Verleumdungen herumwaten, nur auf die gemeinste und infamste ihrer bößlichen Angriffe gegen mich will ich ausnahms-weise hier abwehrend reagieren. Die Reeder lassen durch ihre feigen und treu ergebenen Subjekte in allen deutschen Hafenstädten, ja selbst im Auslande, an Bord der deutschen Schiffe unter den Seeleuten das direkt aus den Fingern ge-sogene Verücht verbreiten, ich sei mit der Kasse des See-mannsverbandes in Höhe von 20 000 bis 70 000 Mk. durch-gebrannt, infolgedessen der Seemannsverband bankrott und der Streik mit einem glänzenden Fiasko für die Seeleute Deutschlands beendet sei. Mit diesem erbärmlichen Trif- glaubt man bei den von der Reise kommenden Seeleuten, die von den Streikvorgängen noch keine Ahnung haben, Verwirrung anzustiften, bei ihnen das Vertrauen zur Ver-bands- und Streikleitung zu erschüttern und sie zum Streik-bruch, also zum Verrat an ihren kämpfenden Brüdern, an-zustiften. Zu den Verleumdern, die sich zur Kolpor-rierung dieses nichtswürdigen Gerüchtes in Dienste der Reeder hergeben, gehören Redereinspektoren, Bureau-angestellte der Reeder, Kapitäne, Offiziere, Maschinen-, Geschäftsleute und Lokfen. Die Absicht dieser feigen Meute merkend, werde ich doch nicht verstimmt, weil ich weiß, daß in diesem Falle wieder einmal der Wunsch der Vater des Gedankens ist und bleiben wird. Trotzdem werde ich einige dieser nichtswürdigen Kreaturen gerichtlich belangen, um ihnen den wohlverdienten Denzettel zur versehen. Dies zur öffentlichen Kenntnisnahme.

Paul Müller

Zentralvorsitzender des Seemannsverbandes.

Ein katholisches Gesellenhaus. Am 8. Juni 1907 ist der Verein Katholisches Gesellenhaus Lübeck in Lübeck in das Vereinsregister eingetragen. — Voraussetzlichtlich wird sich der „Landbote“ fürchterlich über diesen Verein entrüsten, der sich herausnimmt, für die katholischen Gesellen ein eigenes Heim zu schaffen. Wir kommen zu dieser Annahme, weil der „Landbote“ es sich noch immer „merkt“ und zur Wahlzeit damit hegt, daß die organisierten Arbeiter sich ein Ver-einshaus errichten haben. Oder sollte am Ende gar das freisinnige Blatt bald so, bald so schreiben können; gerade wie's trefft? Wir werden es ja abwarten und uns das Er-gbnis „merzen“ müssen.

Errichtung eines Schwimmhallenbades. Die Kom-mission des Bürgerausschusses zur Vorprüfung der Senats-vorlage, betr. Errichtung eines Hallenschwimmbades, hat ihren zweiten Bericht erstattet. Nach demselben soll ein Schwimmbassin für Männer und ein solches für Frauen errichtet und eine Anlage für Warmluft- und Dampfbäder geschaffen werden. Erwähnt sei noch, daß sich die Kosten des Entwurfes auf insgesamt 698 800 stellen, während die-selben sich nach der Senatsvorlage nur auf 505 000 Mk. belaufen.

Handelsregister. Am 7. Juni 1907 ist eingetragen: 1. bei der Firma Singer Co., Nähmaschinen-Fabrikations-gesellschaft, Hamburg, Zweigniederlassung Lübeck: In der General-versammlung vom 29. April 1907 ist die Erhöhung des Grundkapitals um 10 000 000 Mk., sowie die Änderung der §§ 3, 18 und 23 des Gesellschaftsvertrages beschlossen worden. Die beschlossene Erhöhung des Grundkapitals ist erfolgt. Das Grundkapital der Gesellschaft beträgt nunmehr 15 000 000 Mk., eingeteilt in 15 000 auf den Inhaber lautende Aktien zu je 1000 Mk. Die Aktien werden zum Parikurse ausgegeben. 2. bei der Firma Sjalmar S u m i n e n in Lübeck: Dem R. W. Salo in Lübeck ist Procura erteilt.

Auskunft- und Fürorgestellen für Tuberkulose und Walderholungsstätten. Über dieses Thema sprachen am Sonnabend abend im Hause der Gemeinnützigen Gesellschaft Geheimrat Büttner, Direktor der Berliner Charité und

Dr. med. Lennhoff-Berlin. Zu der Versammlung waren Einladungen an alle Interessenten ergangen. Anwesend waren Bürgerkassettenglieder, Ärzte, Damen vom Vater-ländischen Frauenverein vom Roten Kreuz, Vorstands-mitglieder von Krankenkassen usw. Direktor Viefel-feldt von der Hanseatischen Landesversicherungsanstalt leitete die Verhandlungen. Direktor Büttner besprach die Organi-sation und Wirkungsbereich einer Auskunft- und Fürorgestelle für Tuberkulose, während Dr. Lennhoff an der Hand seiner Erfahrungen mit den Ber-liner Walderholungsstätten die Einrichtungen und das Wesen dieser Heilstätten schilderte. Beide Redner, die in Berlin in den vorberlichen Reihen der Kämpfer gegen die Tuberkulose stehen, forderten die Anwesenden auf, mit einzutreten in den Kampf gegen die vererbliche Volks-krankheit. In diesem Kampfe seien sowohl die Fürorgestelle als auch die „Walderholungsstätte“ nicht zu ver-schmähende Waffen, und es sei an der Zeit daß auch in Lübeck, wie in vielen Städten unseres Vaterlandes, derartige Einrichtungen gegründet würden. Viele Anwesende zeichneten sich in die herumgehenden Listen ein, damit bekundend, daß sie bereit sind an dem dem Volkswohl gemiedenen Werke mitzuwirken. Neben den Anregungen unseres Genossen Wissell in der Bürgerkassette wird auch diese Verfam-lung, der auch einige Senatoren anwohnten, mit bewirken, daß nunmehr auch in Lübeck der Kampf gegen die Lungenschwindsucht auf der ganzen Linie aufgenommen wird. Vertreter der städtischen Behörden, der Landes-versicherungsanstalt und der Krankenkassen werden das Weitere veranlassen.

Das diesjährige Aushebungs-Geschäft für den Aus-hebungsbezirk der freien und Hansestadt Lübeck wird in der Zeit vom 25. bis 29. Juni d. J. in Lübeck auf dem Bocken-hofe (Vorstadt St. Vertrud) stattfinden. Alle Militär-pflichtigen, die sich vor der Ober-Ertrag-Kommission zu stellen haben, werden hierdurch aufgefordert, zu dem Zeitpunkt, der ihnen durch Stellungsbescheid bekannt gegeben ist, pünktlich zu erscheinen und ihren Lösungsschein und Stellungsbescheid mitzubringen. Es empfiehlt sich, daß Militärpflichtige mit fehlerhaften Augen hierüber ein ärztliches Attest vorlegen. Die beim Musterungsgeschäft vorgelegten Atteste sind wieder mitzubringen. Falls ein Militärpflichtiger bis zum 18. Juni 1907 nicht im Besitze eines Stellungsbescheides ist, hat er sich am darauffolgenden Tage im Geschäftszimmer der Ertrag-kommission, Johannisstraße 1 (Commerzbank), II. Etage links, 2. Tür, zur Empfangnahme eines solchen zu melden. Bei schriftlicher Meldung ist stets der Lösungsschein beizufügen. Militärpflichtige, welche der Aufforderung, sich vor der Ober-Ertragkommission zu stellen, ohne genügenden Grund keine Folge leisten, oder beim Aufbruch ihrer Namen im Musterungsraum nicht anwesend sind, können nicht nur durch Anwendung gesetzlicher Zwangsmaßnahmen zur so-fortigen Stellung angehalten werden, sondern unterliegen auch den im § 26, 7 der Wehr-Ordnung angedrohten Strafen und den weiteren dafolgt namhaft gemachten Folgen der Nichtstellung.

Eine Mitgliederversammlung der Schneider findet am Dienstag abend im Vereinshaus statt. Da in derselben wichtige Verbandsangelegenheiten zu besprechen sind, so ist ein zahlreiches Erscheinen der Mitglieder notwendig.

Die Allgemeine Lokal- und Straßenbahn dehnt ihren Betrieb auf der Hauptlinie von 9.—12. Juni bis 1 Uhr nachts aus.

Eine parlamentarische Vergnügungstour nach Kiel unternahm dieser Tage einige bürgerliche Abgeordnete, darunter auch der — nach dem „Berl. Tagebl.“ — subalterne freisinnige Bielebner Müller-Meinigen. In Lübeck wurde Kraft gemacht, einige Sehenwürdigkeiten in Augenschein genommen und auf Staatskosten gefrühstückt. Ob die Kosten desselben pro Person 1,50 Mk. übersteigen, verschweigt unser sonst so geschwätziges Amtsblatt, vielleicht bringt es noch einen diesbezüglichen Nachtrag zu seinem Bericht.

Über die Sajtspflicht von Arbeitsnachweiser hat das Hanseatische Oberlandesgericht in einer Ent-scheidung sich dahin ausgesprochen, daß ein von Arbeitgebern für einen großen Bezirk eingerichteter Arbeitsnachweis sich schadenhaftpflichtig machen kann, wenn er einem Arbeiter ohne genügende Gründe keine Arbeit nachweist. „Zwar könne wie jeder Arbeiter auch der einzelne Arbeitgeber einen ihm angebotenen Arbeitsan-trag ablehnen, ohne daß er über die Gründe der Ablehnung dem anderen Teile Rechenschaft schuldig wäre. Anders liege die Sache aber, wenn die Arbeitgeber eines Bezirks sich selb-ber zu einem Verbände vereinigen und die Entscheidung über Annahme oder Zurückweisung von Arbeitskräften unter Ver-zicht auf jede selbständige Entscheidung ausschließlich auf einen für sie alle gemeinsamen Arbeitsnachweis übertragen. Ein Anstellungsmonopol, das sich auf einen größeren Bezirk und auf eine größere Zahl in demselben befindlicher Betriebe erstreckt, begründe mit Rücksicht auf die Tragweite einer An-stellungsablehnung nach dem Erfordernis guter Sitten für denjenigen, in dessen Händen die Entscheidung gelegen ist, die unabweißliche Pflicht sorgfältiger Prüfung. Der einzelne Arbeitgeber mag Arbeitsuchende nach Belieben zurückweisen; er kann damit rechnen, daß der Arbeiter bei einem anderen Arbeit finden wird. Ein Arbeitsnachweiser aber, der ein ganzes Gewerbe eines größeren Bezirks umfaßt, mißbraucht seine wirtschaftliche Macht und macht sich eines Verstoßes gegen die guten Sitten schuldig, wenn er so ver-fahren würde und einen Arbeitsuchenden ohne genügende Gründe abweist.“ — Uns ist näheres über den in Frage kommenden Fall nicht bekannt; doch wissen wir, daß das Hanseatische Oberlandesgericht in anderen Fällen eine entgegengesetzte Entsch-eidung getroffen hat zu Gunsten der Abregelungsbureau der Scharfmacher und zu Ungunsten der durch diese gemäß-regelten Arbeiter.

Die Saison der Früchte nimmt mit dem Eintritt der Erdbeerenszeit ihren Anfang. Damit vollzieht sich ein weiterer Wandel von der schweren Winterkost zur leichteren Sommerernährung. Man braucht sich ja im Winter bei der Fülle der Früchte, die der überseeische Verkehr beschert, des Genusses der Früchte nicht ganz zu enthalten, aber zu einem wichtigen Faktor in der allgemeinen Ernährung wird das Obst erst, wenn unsere heimischen Früchte reifen. Mit den Erdbeeren beginnt es, die Früchte folgen, dann wird die Auswahl immer reichhaltiger und damit dieses Nahrungs-mittel immer wohlfeiler. Der Nährwert der Früchte ist allerdings recht minimal. So ist der Nährwert der Erd-beeren noch nicht halb so groß wie der doch recht minder-wertigen Kartoffeln, und um seinen Bedarf an Eiweiß zu decken, müßte ein arbeitender Mann nicht weniger als 15 Kilo Obst pro Tag genießen. Aber darin liegt ja auch nicht der Wert des Obstes, sondern in den auf unseren Körper er-frischend wirkenden Säften und Säuren, die in unserem Obst enthalten sind. Gerade bei der Reigung unserer Be-völkerung zu schwerer Kost ist der Konsum von Obst zur Sommerzeit der Gesundheit außerordentlich dienlich. Kin-dern ist der Genuß jeder Sorte Obst vor allem dienlich, doch achte man darauf, daß ihnen nur reifes Obst gegeben wird, da der Genuß von unreifem Obst unter Umständen recht nachteilige Folgen hat.

Wilhelmtheater. Man schreibt uns: Die morgige Vorstellung bringt Gerhart Hauptmann's „Fuhrmann Hentze“ mit Herrn Hans Wahlberg in der Titelrolle. Der geschickte Künstler, der erst kürzlich in Berlin, anlässlich eines Gastspiels am Vestingtheater die Rolle dort mit vielem Erfolg gespielt, zählt dieselbe mit zu den besten seines reichhaltigen Spielplans und gewiß werden seine vielen Freunde die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, ihn in einer Partie zu bewundern, die er hier bislang noch nicht gespielt hat. Für das folgende, am Donnerstag stattfindende Gastspiel, ist der Philippe Verblay in Georges Ohnet's „Der Plattenbesitzer“ aussersehen. Mittwoch findet eine nochmalige Aufführung von „Studentenliebe“ von Noetinger statt.

Secret. Ohne Grund niedergestürzt wurde von einem Manne namens W. Müller, dem Schwiegersohn eines Herrn Reetmisch, ein wertvoller Hund eines hier wohnenden Händlers. Die Sache wird noch ein gerichtliches Nachspiel erhalten.

Curan. Ein Großfeuer kam hier selbst gestern nachmittag zum Ausbruch. In kurzer Zeit wurden sowohl die Wohnhäuser als auch die Scheunen der Wessler Hofmann und Grammerstorff in Asche gelegt. Ein drittes Gewebe hatte ebenfalls bereits Feuer gefangen, doch gelang es den angelegten Bemühungen der Feuerwehr, die Flammen zu löschen, bevor ein größerer Schaden angerichtet war. Im Dorfe vergnügte man sich gerade mit Ringreiten, als das Feuer ausbrach.

Stundhorn. Die Betriebseröffnung der Elmshorn-Barmstedt-Oldesloer Bahn erfolgte am Sonntag, 9. Juni, nachdem die Genehmigung von den maßgebenden Behörden erteilt worden ist.

Kiel. Friedrich Wolgast, Landtagsabgeordneter für Kiel-Neumünster, ist in Kiel gestorben. Er wurde am 12. Juli 1868 in Jersbek, Kreis Stormarn, geboren und war von Beruf Lehrer, zuerst in Neumünster, dann an einer Knabenvolksschule in Kiel; später wurde er Schriftsteller.

Nendburg. Totschlag? Freitag nachmittag wurde der 44-jährige Arbeiter Schmidt im Wallgraben tot aufgefunden. Zuerst glaubte man an einen Tod durch Erschießen. Inzwischen hat die eingeleitete Untersuchung festgestellt, daß wahrscheinlich ein Totschlag vorliegt, da der Schädel an mehreren Stellen stark zertrümmert ist. In bezug auf den Täter und seinen Beweggrund steht man noch vor einem Rätsel. Er war zurzeit wegen Verletzung einer Rippe arbeitsunfähig und erging sich vor seinem Tode zur Erholung in dem geschützten liegenden Wallgraben.

Cuxhaven. Der englische Fischdampfer Franconia wurde gestern in der Nähe von Alstersee auf deutschem Untergrunde beim verbotenen Fischfang von einem die Bewachung ausübenden Torpedoboot beschlagnahmt und nach Cuxhaven eingebracht.

Rostock. Wegen vermeintlicher Majestätsbeleidigung will der Staatsanwalt gegen die „Meckl. Volksztg.“ vorgehen. Bei einer Vernehmung des Redakteurs Kühn beim Ersten Staatsanwalt Dr. Brümmer eröffnete dieser unserm Genossen seine bezügliche Absicht. Der Erste Staatsanwalt will gefunden haben, daß der Herzog Johann Albrecht in zwei Artikeln der Nr. 121 und 122 der „Meckl. Volksztg.“ beleidigt worden ist. Er behandelte die Wahl des Herzogs zum Regenten in Braunschweig, beschäftigten sich aber mit keinem einzigen Wort etwa mit einer Handlung des Herzogs noch mit dessen Charakter usw.,

sondern befaßen sich lediglich mit der Finanzfrage, die bei der Braunschweiger Regentenwahl aufgeworfen wurde. Genosse Kühn konnte bei seiner Vernehmung erklären, daß er jene Artikel nicht selbst geschrieben habe, preßgesetzlich aber die Verantwortung übernehme. Der Erste Staatsanwalt meinte, er würde mit der Erhebung der Anklage drei Tage warten, bis dahin könnte sich ja der Verfasser der Artikel nennen. Dann hätte der Staatsanwalt folglich statt des einen gleich zwei Angeklagte! Der „Meckl. Volksztg.“ wurde also in derselben Zeit Anklage wegen Beleidigung des Herzogs angekündigt, wovon dieser natürlich keine Ahnung hat, in der Johann Albrecht in Braunschweig seinen Einzug hielt und sich dort amtlich einführte mit einer Kneipe. Der angekündigte Versuch des Staatsanwalts, vorzugehen wegen vermeintlicher Majestätsbeleidigung durch jene beiden Artikel, illustriert übrigens auch recht schön den dem Reichstage bekanntlich zugegangenen Gesekentwurf, betreffend Reform der Majestätsbeleidigungsparagraphen, eine Vorlage, in der die Regierung in gewissem Sinne dem beklaglichen Reformverlangen entsprechen will und die eine Folge ist der resp. Ankündigung durch Kaiser Wilhelm. Doch wir haben ja abzuwarten, wie das Gericht sich zu dem Vorgehen des Staatsanwalts verhalten wird.

Lüneburg. Zwischen den Buffern zerquetscht. Donnerstag nachmittag geriet auf dem Bahnhof in Lüneburg der Hilfsbremser Duerling zwischen die Buffer eines Rangierzuges, wobei ihm der Brustkorb eingedrückt wurde, so daß der Tod auf der Stelle eintrat.

Bremen. Die kaiserliche Marine als Helfershelfer des Lloyd. Zimmer unangeführt gestaltet sich die Lage des Nordd. Lloyd, der unter Ausbietung aller irgendwie verfügbaren, fragwürdigen Elemente den „sicheren“ Transport von Personen heute noch so leblich aufrecht erhält. Jetzt ist ihm sogar die Marinebehörde zu Hilfe gekommen. Donnerstag sollte der „Willehad“ mit einem Truppentransport in See gehen. Aber wie es auf den bisher ausgehenden Schiffen der Fall war, so auch hier: die Mannschaft fehlte. Das Maschinenpersonal wurde notdürftig aus den Streikbrechern auf der „Sachsen“ zusammengestellt, doch mangelte es nur noch an dem Deckpersonal, ohne das es ja schließlich die Reise nicht antreten konnte. Da kommt ihm jetzt die Transportbehörde zu Hilfe und stellt die fehlende Deckmannschaft aus dem Truppentransport heraus. Also Soldaten als Streikbrecher! Das ist der neueste Erfolg des Lloyd. Vielleicht legt er sich mit der Marinebehörde in Verbindung und läßt sich für die Dauer des Streiks einige Kompagnien Marine abkommandieren — und augenblicklich wäre er aus der Klemme, in der er sich gegenwärtig befindet, heraus.

Wilhelm-Theater.

Hans Wahlberg, das frühere beliebte Mitglied des Wilhelm- und Stadthallen-Theaters, ist für einige Zeit als gern gesehener Gast an die Stätte seiner hiesigen Erfolge zurückgekehrt. Herr Wahlberg ist inzwischen Hofschauspieler geworden, doch hat das seiner Kunst nicht geschadet. Man bewundert in ihm einen Künstler mit reichen natürlichen Mitteln und gereifter Gestaltungskraft, der ganz in seiner Rolle aufgeht. Als erste Gastrolle spielte Herr Wahlberg am Sonntag den wilden Reutlingen in Moser und Troths gleichnamigen vieraktigen Lustspiel; er gab den rauhen, aber in Grunde seines Herzens guten

Kriegsmann mit Temperament und imponierender Männlichkeit. Man konnte es verstehen, wenn seine Frau, von Fel Hartmann anmutig dargestellt, sich vor ihm fürchtete und ihn dennoch liebte. Die übrigen Rollen, soweit sie von größerer Bedeutung sind, hatten in den Damen Campmann, Deutloff und Behold, sowie den Herren Widmann, Pfund und Heß tüchtige Vertreter. Das leider nicht zahlreich erschienene Publikum spendete starken Beifall. P. L.

Handels- und Marktnachrichten.

Getreidepreise.

Lübeck 8. Juni.
Weizen, 127—182 Pfd. holl. 203—208 Mt. Roggen 118—128 Pfd. holl. 202—207 Mt. Hafer nach Qualität 193—200 Mt., hochfein über Notiz. Gerste, nach Qualität 175—180 per 1000 Kilo.

Lübeker Marktpreise vom 9. Juni.

Bauern-Butter Pfd. 1,05—1,10 Mt., Melerei-Butter Pfd. — 1,20 Mt., Hasen — Mt., Enten — 3.— Mt., Hühner 1,80—2,00 Mt., Küken Stk. — Mt., Tauben Stk. 0,55 bis 0,60 Mt., Gänse Pfd. — Mt., Fildgans — Mt., Schweinskopf Pfd. 0,45 Pfg., Schinken Pfd. 0,95—1,05 Mt., Wurst Pfd. 1,25—1,30 Mt., Eier 9 Stk. 60 Pfg., Karpfen Pfd. — Mt., Geräuch. Lachs Pfd. 1,00—2,00 Mt., Karauschen Pfd. 80 Pfg., Hechte Pfd. 70 Pfg., Barsche Pfd. 60 Pfg., Aal Pfd. 0,90 Mt., Heringe 2 10 Pfg., Dorsche wenig, Brachsen Pfd. — Pfg., Gemüse genügend, Blumenkohl, b. Kopf 0,80—0,40 Mt., Äpfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — Mt., Pfäumen, pr. 100 Pfd. — Mt., Kirschchen Pfd. — Pfg., Zwiebeln, hiesige 100 Pfd. — Mt., Gurken 100 Pfd. — Mt., Kartoffeln, beste 100 Pfd. 3,00 Mt., Kohl 100 Pfd. — Mt., Süßwasserfische genügend. Kartoffeln pr. 10 Liter 70—80 Pfd.

Sternschau-Viehmarkt

8. Juni.
Der Schweinehandel verlief flau. Angeführt wurden 2641 Stück, davon vom Norden — Stück vom Süden — Stück. Preis: Verbandschweine schwere 50—51 Mt., leichte 52 Mt., Sauen 40—46 Mt. und Ferkel 48—50 Mt. pro 100 Pfund.

Die Bade-, Reise- und Ferienzeit hat begonnen. Ob nun der Weg aufs Land, an die See oder ins Gebirge führt, jedenfalls ist es von Vorteil, sich der zweckmäßigen Auswahl aller in Betracht kommenden Schuhwaren der Firma Conrad & Co. u. Cie., Schuhwarenfabrik in Burg b. Magdeburg, zu bedienen. Speziell sei an diese Stelle auf die strapazierfesten Touristen-Schuhwaren hingewiesen, deren bekannte vorzügliche Qualität und Preiswürdigkeit unerreicht dasteht. Bergsteiger-, Strands-, Garten- und Reise-Schuhe, Promenaden-, Sport-Schuhwaren aller Art, wie Sandalen, Dpanken etc. sind in reichhaltiger Kollektion vertreten. Um Verwechslungen zu vermeiden, achte man stets auf die volle Firma Conrad & Co. und auf die genaue Adresse des hiesigen Verkaufsgeschäfts: Breitestr. 45.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwig; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stellung. Verleger: E. H. Schwarz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. sämtlich in Lübeck.

Eine Stube mit Kammer

zu vermieten Langer Lohberg 41, I.

Gesucht ein Laufjunge

außer der Schulzeit. John Becker Dorneistraße 29.

Redegew. Herren u. Damen

finden lohnende Beschäftigung gegen Fixum und Provision. Für Neuheit. Otto Kath, 27 Alststraße 27.

Zu verkaufen ein guterhaltener Kinderwagen

Engelsgrube 61/14.

Eine Glucke und eine Doppel-Sportfarrne zu verkaufen

Steinraderweg 9c.

Verloren eine goldene Damen-Uhr mit Kapsel auf dem Wege von Schulz, Genierstraße, nach Lübeck's Festplatz. Abzugeben gegen Belohn. bei Zander, Goldschmied, Marlesgr.

Mutterboden kann unentgeltlich abgefahren werden

Ludwigstraße 54. Dasselbst junge Legehühner zu verkaufen.

5 Pfg. aufwärts zahle für Hausstandslumpen, sowie für Altmetalle und Gummi die höchsten Preise.

Alststraße 37. Fernspr. 1813.

Für Hausstandslumpen 4 Pfg. per Pfund aufwärts, für Eisen und Metalle zahle höchste Preise. Bitte Postkarte.

Waisenhoffstraße 25.

Konsumverein

für Lübeck und Umgegend.

Auf vielfache Anfragen hin machen wir hiermit bekannt, daß wir, wie im vorigen Jahre, auch in diesem Jahre die Lieferung von

Feuerung

übernehmen. Die Preise hierfür bitten wir in den Verkaufsstellen einzusehen. Durch einen Vergleich unserer Preise mit denen der Konkurrenz kann sich jeder überzeugen, daß unsere Preise äußerst vorteilhaft sind.

Wir wollen aber nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die Preise sich ab 1. September erhöhen, weshalb es sowohl im Interesse der Mitglieder, wie auch des Vereins liegt, wenn die Mitglieder ihren Bedarf an Feuerung bis dahin eindecken.

Da die Einzahlung der Beträge für Feuerung schon jetzt ratenweise erfolgen kann, dürfen wir wohl erwarten, von den geehrten Mitgliedern ihren ganzen Bedarf zugewandt zu erhalten. Der Vorstand.

Adolf Häbner

Uhrmacher u. Goldarbeit, Fünfhaus 13

Wir empfehlen folgende Schriften:

Politischer Massenstreik 20 Pfg.

Ein katholischer Pfarrer als Sozialdemokrat 10 Pfg.

Kommunale Schulpolitik 50 Pfg.

Wie sollen wir unsere Kinder ohne Prügel erziehen 30 Pfg.

Was hat der Vater seinem 18jährigen Sohn zu sagen 20 Pfg.

Wie schütze ich mich als Soldat vor Misshandlungen 50 Pfg.

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Johannisstraße 46.

Man abonniert jederzeit auf das schönste und billigste Familien-Witzblatt



Meggendorfer-Blätter

München 22 Zeitschrift für Humor und Kunst
2 Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.—

Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Verlangen Sie eine Gratis-Probenummer vom Verlag, München, Theatinerstr. 47

Kein Besucher der Stadt München sollte es versäumen, die in den Räumen der Redaktion, Theatinerstraße 47 III befindliche, äußerst interessante Ausstellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter zu besichtigen.

Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

Empfehle sehr schöne Magnum bonum = Kartoffeln Faß 70 Pfg. neuen Sommerfang-Sering Stück 5 Pfg. Elbwigstraße. Carl Wils. Empfehlungs-Karten Die Buchdruckerei des Lübecker Volkshaus.

Wegen Beerdigung eines Angehörigen der Meierei fahren unsere Verkaufs-Wagen am Dienstag, den 11. Juni, nachmittags, nicht. Hansa-Meierei.

Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk. Taschenuhr reinigen 1.50 Mk. 1 Jahr Garantie. Ernst Gentzen, Uhrmacher Königsstraße 62, b. d. Hufstraße Gebe rote Rabattmarken.

Vereinigte Butterhändler von Lübeck und Umgegend. Allerfeinste Meiereibutter kostet Pfund 1,20 Mark.

Verband deutscher Schneider und Schneiderinnen und verw. Berufsangehöriger Deutschl. (Zahlstelle Lübeck.) Mitglieder-Versammlung am Dienstag, 11. Juni, abends 8 1/2 Uhr im Vereinshaus, Johannisstraße 46-52. Tages-Ordnung: 1. Innere Verbandsangelegenheit. 2. Kartellbericht. 3. Verschiedenes. Die Ortsverwaltung.

Achtung Bauarbeiter! Bundelegierten-Sitzung am Mittwoch, den 12. Juni, abends 8 1/2 Uhr im Vereinshaus, Johannisstraße 46-52. Der Vorstand.

Wilhelm-Theater. Dienstag: 27. Abonnements-Vorstellung. Gastspiel des Kgl. Hofschauspielers Herrn Hans Wahlberg. Gerhart Hauptmann's Fuhrmann Hentschel. Schauspiel in 5 Akten. Fuhrmann Hentschel — — — H. Wahlberg. Anfang 8 Uhr. Mittwoch: Studentenliebe.

Die Not der Könige.

Die Könige haben allen Grund, sich über schwere Zeiten zu beklagen. Die Anforderungen, die man an ihr Handwerk stellt, werden immer größer, aber der Profit bleibt aus.

Das Gottesgnadentum allein reicht längst nicht mehr aus, um die Völker zu regieren, man muß ihnen zugleich persönlich zu imponieren wissen. Das ist aber in unserem Zeitalter des Wettlaufens um die Gunst des Publikums sehr schwer.

Wie leicht war es doch z. B. in den früheren Zeiten für die Könige, als Förderer der Kunst zu gelten! Die Könige hielten sich Künstler, wie man sich Kennysperde oder Jagdhunde hält, und behandelten sie auch oft nicht viel besser. Ob sie aus Kunstinteresse oder aus Blasiertheit handelten, ganz egal, — der Geschichtsschreiber stellte pflichtgemäß die Kunst des Zeitalters als Emanation des Geistes der regierenden Fürsten hin! Heutzutage dagegen gibt es eine nationale Kunst und eine Kunst schlechweg, von großen kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus. Diese Kunst bleibt den Königen ebenso fremd wie der Geist und das Leben der Nationen. Jedesmal tritt sie ihnen in den Weg, wenn sie die Künstler zu ruhmreichen Schöpfungen inspirieren wollen. Vom Gesichtspunkte eines Königs kann es, zum Beispiel, kein herrlicheres künstlerisches Problem geben, als die lange Reihe von Königen darzustellen. Hier, wo das Gottesgnadentum wirkte, braucht ja der Künstler sich nur vom Patriotismus durchwärmen zu lassen, um Heldengestalten zu schaffen. Aber wenn die marmornen Könige fertig in Reih und Glied dastehen, so hat man unfehlbar gewärtig zu sein, daß die Kunst sagen wird: „Das ist keine Förderung der Kunst, sondern ihre Vernichtung und eine Verrohung des Geschmacks!“ Kurz und gut, die Kunst will, daß Könige zu ihr herunterstiegen — ein höchst pöbelhaftes Verlangen!

Auch der Verkehr der Könige mit der Wissenschaft vollzieht sich unter erschwerenden Verhältnissen. Was hat z. B. Friedrich den Großen zum Philosophen erhoben? Ein paar blasierte Bemerkungen über Religion und Diners mit Voltaire! Das genügt heutzutage nicht mehr. Die Gelehrtenwelt verlangt ernstes Studium und ist ganz von ihren Fachkenntnissen eingenommen und fühlt sich indigniert durch einen leichtfertigen Dilettantismus, der sich ihr aufdrängt. Und selbst ingenüose Einfälle imponieren der Öffentlichkeit nicht mehr, da sie von den Geistesfunken der Witzblätter übertroffen werden.

Hat nicht etwa der Fürst von Monaco seine Sache wirklich mit großem Geschick arrangiert? Er wählte einen sehr modernen Wissenszweig, dazu noch einen, dem der Reiz der Absonderlichkeit anhaftet und der auch sehr kostspielig ist: Tiefseeforschungen! Wo bleibt aber die Anerkennung? Man macht sich über ihn lustig, man höhnt ihn, man sagt, daß er auf dem Grunde des Meeres noch den letzten Louisdor der ertrunkenen Opfer seiner Spielbank suche! Man will die Könige garnicht in der Wissenschaft haben, man betrachtet die Wissenschaft als einen blürgerlichen Beruf.

Ohne Reklame ist überhaupt nichts mehr zu erreichen. Wir leben in einer Zeit, wo Fürsten sich mit Zeitungsverlegern, mit Warenbazaren, Konfektionshäusern, Friseurgeschäften assoziieren, oder ihre Geliebten ins Variete schicken müssen, um berühmt zu werden.

Der Holzhändler.

Roman von Max Kreyer.

2. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

XI.

Im Frühjahr des nächsten Jahres trat ein Ereignis ein, das Otti tief betäubte, das sie aber schließlich über sich ergehen lassen mußte. Passen, der sich schon durch verschiedene wissenschaftliche Werke einen Namen gemacht hatte und bestrebt war, sich als Privatdozent zu habilitieren, schloß sich einer Naturforscher-Expedition nach Südamerika an. Die Reise war auf ein Jahr berechnet. Es gab Tränen und lange Erörterungen, über die aber die feste Zuversicht Passens regte. Dulters war derjenige, der Otti am meisten beruhigte.

Naturforscher können doch ihre Entdeckungen nicht in der Stube machen,“ sagte er, „er kann euch doch nicht mit in den Urwald nehmen.“

Der Staat unterstützte die Expedition, und so nützte er auch diesen Umstand aus, seiner Tochter die Folgen davon im besten Lichte auszumalen. Er ließ die Aussicht auf den „Professor“ durchleuchten und auf Ehrungen aller Art. Passen war über diese Hilfe so erfreut, daß er seinem Schwiegervater kräftig die Hand schüttelte und ihm im Innern manches abbat, was er ihm in letzter Zeit durch sein Verhalten angetan hatte.

Dulters freute sich seines diplomatischen Kniffs. Eigentlich war ihm die längere Abwesenheit seines Schwiegervaters sehr angenehm, denn er durfte dann Otti und ihr Töchterchen ganz allein um sich haben.

So dampfte Passen also ab, ohne viel darüber nachzudenken, wie sich während seiner Abwesenheit die Familientagdie entwickeln könnte. Regelmäßig eintreffende Briefe dienten Otti zur Beruhigung, und auch Dulters' fühlte sich heftlich gestärkt. Das Unbehagen, das er so oft in der Nähe Passens empfunden, hatte einem wohligen Gefühl Platz gemacht. Nun, da sein Schwiegervater weit entfernt war, empfand er erst recht, wie er ihm gefürchtet hatte. Die Gewohnheit des Tages hatte ihn allmählich wieder hoffnungsfreudiger gemacht. Er fand plötzlich, daß es mit dem Verkauf seines Geschäftes keine große Eile zu haben brauche, und daß er eigentlich noch zu jung sei, um sein Leben in Untätigkeit zu beschließen. Gestärkter, wie er sich fühlte, ging er wieder regelmäßiger nach dem Kontor, machte auch hin und wieder eine kleine Reise, die sich aber nur auf Tage ausdehnte.

Am schlimmsten aber ist die Konkurrenz. Die Zahl der Könige ist zwar nicht groß, sie übersteigt jedoch schon längst die Nachfrage. Am meisten aber macht ihnen der unlautere Wettbewerb zu schaffen, der aus Amerika kommt. Auch die Könige bekommen am eigenen Leibe die Macht des Kapitals zu spüren.

Der Reichtum und auch die Macht der Könige werden von dem Reichtum und der Macht der Milliarden überflügelt.

Die Zeiten sind längst verschwunden, da die Könige den Staatschatz als ihre Privatschatulle betrachten durften. Die Milliarden des Staatsbudgets fließen an ihnen vorbei, ohne ihnen persönlich Nutzen zu bringen. Die Schlösser, Paläste und der sonstige Prunkstaat der Könige stammen aus der Zeit her, da ihnen Geld und Naturalleistungen schrankenlos zur Verfügung standen. Jetzt muß das alles teuer bezahlt werden. Was da noch von der Ziviliste und den sonstigen Einkünften der Könige, hauptsächlich aus Landbesitz, übrig bleibt, wird auf die Bank von England getragen, — aber wie winzig ist das im Vergleich zu der ungeheueren Kapitalakkumulation der Milliarden! Die letzteren können schon jetzt, ihrer Laune nachgehend, Geldsummen auswerfen, die für die Könige einfach unerschwinglich sind. Und ihre Überlegenheit nimmt riefenhaft zu von Jahr zu Jahr.

Nun haben ja die Könige ihre herrschende politische Stellung. Allein ihr politischer Einfluß ist mehr noch als durch die Verfassung, durch die Macht des Kapitals eingeschränkt. Gegen die Interessen des Kapitals dürfen sie nichts unternehmen. Wir nähern uns einer Zeit, da die Kartelle und die Banken die Welt kommandieren werden. Hinter diesen aber stehen die Milliarden. Das sind die wirklichen Könige der Welt.

Man bedenke doch den Unterschied: Die Einkünfte der Eisenbahnen in Preußen in die Staatskasse, der König von Preußen hat nichts davon; die Einkünfte der amerikanischen Eisenbahnen dagegen fließen zum größten Teil in die Taschen eilicher Gewaltigen der Börse, die über diese enormen Summen nach eigenem Gutdünken, ohne jegliche Verantwortung verfügen. Sie verpflichten sich außerdem den Staat durch Anleihen. Der Staatschatz, der den Königen entzogen wurde, fällt ihnen zu. Darum sind sie die eigentlichen Herrscher, während die Könige nur noch als oberste Staatsbeamte erscheinen.

Die Könige besitzen kein verbendes Vermögen — deshalb werden sie vom Kapital überflügelt.

Es wäre für sie entschieden vorteilhaft, ihre Zivilisten zu kapitalisieren und sich mit Rothschild und Rockefeller zu einem Konsortium zu vereinigen. Es soll ja auch jetzt schon Fürsten geben, die sich ein rentables Kapital in amerikanischen Eisenbahnaktien zugelegt haben. Das sind jene, die sich am besten auf das Geschäft verstehen, („Vorwärts.“)

Leo Deutchs Flucht.

Von Leo Deutsch, dem Verfasser von „Sechzehn Jahre in Sibirien“, ist jetzt im Verlag von J. S. W. Diez Nachfolger in Stuttgart ein neues Werk erschienen „Viermal entflohen“. Das Buch gibt sehr lehrreiche Einblicke in das Wesen der russischen Revolution und Konterrevolution und schildert in seinem zweiten Teil, wie Deutsch dem drohenden Zwangsaufenthalt in Sibirien zu entkommen gewußt hat. Er war nach der Auflösung der ersten Duma verhaftet und

In diesem künstlichen Gleichgewicht seiner Seele, in dem der Gewissenskampf eigentlich nur Ruhepausen hatte, erwachte der Wunsch in ihm, Passen möchte niemals mehr zurückkehren und sein Geheimnis mit ins Grab nehmen. Er dachte gar nicht an den Schmerz Ottis, auch nicht an das Sündhafte seines Gedankens; viel weniger noch wurde er dabei von irgend einem Reuegefühl gegen Passen geleitet. Wie er sich daran gewöhnt hatte, in allen Vorgängen, die sein jetziges Leben betrafen, eine geheimnisvolle, höhere Bestimmung zu erblicken, so hätte er einen unerwarteten Tod Passens als eine Art Ausgleich angesehen. Es stand unerschütterlich in ihm fest, daß sein Lebensabschluß Passen jederzeit willkommen wäre, damit das „Stelet im Hause“ nicht mehr gesehen werde, und so fand er nichts Verwerfliches darin, Passen dasselbe zu wünschen. Denn von einer Seite mußte der Frieden kommen. Er wußte zwar, daß er ihn innerlich noch nicht gefunden hatte und niemals finden werde, aber äußerlich konnte er doch eintreten.

Die Unterhaltung mit Hannemann auf dem Holzhof war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben. Was er sich damals beim Aufsuchen der alten Eiche in neuemachteter Brutalität gefügt hatte, daß er nochmals eine ähnliche Tat begehen könnte, war ihm längst wie ein fremdhaftes Selbstgeständnis erschienen, das ihm nur vom alten Teufel eingegeben sei. Die Neue nagte an seinem Herzen, die tiefe, reine Neue, die ihn dazu trieb, zu Gott seine Zuflucht zu nehmen: nicht um sich über das böse Gewissen hinwegzutäuschen, sondern weil er ein inneres Bedürfnis dazu empfand. Sonntags ging er regelmäßig in die Kirche und nahm in einer verlorenen Ecke Platz, wo man ihn kaum kannte. Er sang nicht mit, er betete nicht, er hörte wohl auch kaum auf die Predigt, aber er empfand mit wahrer Inbrunst die weihewolte Stimmung in sich selbst, die noch durch den Klang der Orgel gehoben wurde. Er bildete sich ein, Gott näher zu sein als die übrigen, und wenn er wieder hinaustrat, an das blendende Licht des Tages, dann glaubte er etwas von jener innerlichen Sühne mit sich herumzutragen, die Passen ihm empfahlen hatte.

Otti, die mit dem Kinde regelmäßig bei ihm speiste und die ihn immer nur als einen in religiösen Dingen sehr freien Geist kennen gelernt hatte, begriff sein neues Wesen nicht recht und fragte ihn mehr als einmal, ob er auf eine alte Lage noch fromm werden wolle.

Man sollte die Kirchen offen lassen für alle diejenigen, die sie aufsuchen wollen,“ gab er kurz zurück, ohne weiter auf das Thema einzugehen. Er bildete sich nun ein, das Essen schmectte ihm besser und er werde mehr Schlaf in der Nacht haben. Stellte sich dann die alte Unruhe wieder ein,

zu dreifähriger Gefangenschaft in dem schrecklichen Turuchansk verurteilt worden. Er schreibt über die Reise und über seine Befreiung folgendes:

Auf dem Wege nach Turuchansk.

Den größten Teil des Weges legten wir per Eisenbahn und teilweise auch in einer Barke oder auf einem Dampfer zurück, und ungefähr nach einem Monat, Anfang September, langten wir in Jenissei an. Dort trat in dieser Jahreszeit die Kälte ein, und die Dampfer, mit denen man sonst die Verschickten flussabwärts beförderte, hatten ihre Tätigkeit bereits eingestellt. Es stand uns also bevor, den weiten Weg von 1100 Werst bis Turuchansk in kleinen Booten zurückzulegen; im besten Falle brauchten wir dazu 15 bis 20 Tage. Man muß in Betracht ziehen, daß wir uns nach Norden bewegen mußten, und die Fahrt in offenen Booten während der kalten Herbsttage mit Schnee und Frühreif war nichts Anziehendes. Aber dafür mußten uns von Jenissei laut Order nicht Soldaten, wie früher, sondern Bauern mit zwei bis drei Polizisten bis Turuchansk begleiten. Zum Übernehmen mußten wir auch nicht mehr in Gefängnissen und Klappen, die es in dieser wenig bevölkerten Gegend überhaupt nicht gab, bleiben, sondern in einfachen Dorfshütten. Dies alles machte bei einiger Hilfe von außen unser Vorhaben vollständig ausführbar. Genosse Jakob mußte auf einer der Stationen, die am Fluße in der Nähe der Stadt Jenissei lag, alles Nötige vorbereiten und sich selbst unserer Verabredung gemäß dorthin begeben.

Als ich zwei Tage nach unserer Ankunft Jakob zum zweiten Male sah, teilte er mir mit, daß es ihm wirklich gelungen sei, alles aufs Beste einzurichten. Der Punkt, wo wir die uns begleitende Wache verlassen mußten, war das erste Dörfchen, welches 15 Werst von Jenissei in der Nähe des Stromes lag. Aber dort war weder Nachtrast noch Landung vorgeesehen. Wir mußten daher irgend einen Vorwand finden, um die Wache zu veranlassen, anzulegen und in diesem Dorfe einen kurzen Aufenthalt zu machen. Wir berieten das ganze Projekt mit Jakob und überließen die Einzelheiten ganz den gegebenen Umständen.

Wie sehr ich auch überzeugt war, daß dieser wohlüberreite Fluchtplan Erfolg haben könne, richtete ich mich dennoch nach der bekannten Regel, daß man immer mit dem Schlimmsten rechnen müsse, und hielt es deshalb für nötig, alle Vorkehrungen zu dem langen und sehr beschwerlichen Wege per Boot wie auch zu dem Endziel unserer Reise, Turuchansk, zu treffen. Da die Gegend, welche wir zu durchfahren hatten, fast unbesiedelt war, und in Betracht der späten Jahreszeit mußten wir vor unserer Abreise aus Jenissei einen beträchtlichen Vorrat, wie Kleider, Schuhe, Geschirre usw., einkaufen. Wir wandten uns deshalb an den dortigen Ispravnik (Landpolizist) mit der Bitte, zweien von uns zu erlauben, wie es in solchen Fällen in Sibirien üblich ist, die nötigen Einkäufe in der Stadt, natürlich in Begleitung einer Wache zu machen. Nach langen Unterhandlungen erhielten wir schließlich die Erlaubnis.

Zur Erledigung der Einkäufe wurde ich als Ältester unseres Artels und der Genosse Stripnikow als mein Gehilfe ausgesprochen. Obwohl ich an einen Erfolg des von dem Genossen Jakob vorbereiteten Fluchtplans glaubte, so wollte ich doch an der von uns getroffenen Entscheidung festhalten, und falls sich eine Gelegenheit zur Flucht bieten sollte, sie benutzen. Ich teilte den Genossen meine Absicht mit, und sie erklärten sich vollständig mit mir einverstanden.

Der nächste Tag war ein Feiertag. Die Einkäufe konnten daher erst am dritten Tage, einige Stunden vor der Weiterreise unserer Partie, befohrt werden. Zwei Nächte lang bereitete ich mich geistig auf meine Flucht vor. Ich konnte selbstverständlich einen bestimmten Plan nicht ausarbeiten, da ich weder die Stadt noch ihre Bevölkerung kannte. Eines stand für mich aber fest, daß es mir möglich sein würde, den Augen der Wache zu entgehen, ohne die Genossen zu kompromittieren, denn die Flucht der anderen Genossen durfte nicht verrätelt werden.

so betäubte er sich auf seine alte Weise. Er setzte sich abends in sein Arbeitszimmer, ließ sich von Friedrich eine kleine Weinbatterie vorfahren, trank übermäßig und rauchte dazu schwere Zigarren. Zu Döppel ging er gar nicht mehr, denn er mied die alten Bekannten, wie man Leute meidet, denen man anzusehen vermeint, daß sie alles das wissen, was man verschweigt.

Eines Sonntags nahm er auch seine Enkelin mit in die Kirche. Olga zählte nun bereits sieben Jahre und war ein recht verständiges Kind, das sich außerordentlich an ihn gewöhnt hatte. Wo Großväterchen nicht war, da fühlte sie sich unglücklich. Sie empfand, daß er in seinem ganzen Wesen anders wie die Eltern geartet war, nicht so streng wie Papa und auch nicht so launisch wie Mama. Er hatte die Gabe der Beharrlichkeit, mit der man Kinder durch liebevolle Wiederholung belehren kann, und so lautete sie seinen Worten wie kleinen Offenbarungen. Wenn sie nach Kinderart etwas wissen wollte, was mit unklaren Lebensvorstellungen zusammenhing, so gab niemand bessere Auskunft als er, und zwar tat er es immer mit den nötigen Vergleichen, die Kinder so sehr lieben. Auf eine Hand voll Noten kam es ihm dabei nicht an, denn die Welt der Kleinen wollte immer ihre Märchen haben.

Immer mehr wuchs sie sich als ein Ding heraus, das viel von den Eigenschaften ihres Großvaters zeigte. Bis auf den Jähzorn und die Kraft. Na, die letztere würde noch kommen, und der erstere konnte ruhig wegbleiben, — das war sein Gedanke, der ihm Befriedigung gab. Er sah mit ihr oben in der Kirche, sie hatte sich eng an ihn geschmiegt, staunend über den gewaltigen Raum. In dieser Ecke, unter wenigen Menschen, blieben sie fast unbeachtet. Sie aber ließ nicht die Augen von ihm, denn sein andauernder Ernst war ihr neu, und hin und wieder glaubte sie seltsame Zuckungen in seinem Gesicht zu beobachten.

„Großväterchen, du hast ja geweint,“ sagte sie leise zu ihm, als der Orgel Brausen wieder anhob.

Die Auslegung der Epistel vom verlorenen Sohn hatte ihn mächtig bewegt und ein Stimmungsbild zwischen seiner Jugend und seinem gegenwärtigen Dasein geschaffen.

„Gott hat mir nur die Augen feucht gemacht,“ gab er lächelnd zurück.

„Kann das der liebe Gott? Wie macht er das? Ich habe ihn noch gar nicht gesehen.“

„Der liebe Gott kann alles.“ Du mußt dich nur befeigen, ihn überall zu sehen, wo du gehst und stehst. Denn immer wird er bei dir sein, deshalb darfst du niemals etwas Unrechtes tun.“

Der Morgen des 9. 21. September brach an. Es lagte kaum, als der Wächter berichtete, die Polizisten seien gekommen, um diejenigen von uns, welche die Erlaubnis hätten, Einkäufe in der Stadt zu machen, zu begleiten. Wir machten uns schnell fertig, und ich begab mich mit Stripnikow in die Stadt.

Unterwegs begann ich ein Gespräch mit den uns begleitenden Polizisten, weil ich erfahren wollte, ob es möglich sei, sich auf eine oder die andere Weise zu verstecken. Ausfragen folgten die Polizisten uns auf dem Fuße und ließen kein Auge von uns. Es wurde in diesem kleinen Städtchen auch sehr bald bekannt, daß zwei Bekannte Einkäufe machten. In einem Laden knipste der Besitzer ein Gespräch mit mir an und sagte, daß er schon von mir gehört hätte und sich sehr freue, mich kennen zu lernen. Ich erwiderte diese Höflichkeit und ersuchte ihn, uns mit Zeitungen, die wir schon seit mehreren Tagen nicht gesehen hatten, zu versorgen. Er ging in eine andere Abteilung, sie zu holen, wohin ich ihm folgte. Bald erschien auch ein Bekannter von ihm, der mir noch aus Kiew her nicht fremd war, und wir begannen eine allgemeine Unterhaltung.

„Sie werden natürlich unterwegs entfliehen,“ sagte unter anderem der Bekannte aus Kiew, „wenn Sie einer Zustichts-stätte bedürfen, kommen Sie, bitte, zu mir, ich bin absolut unverdächtig.“

„Das freut mich,“ antwortete ich, „aber wie kann ich wissen, ob es mir gelingen wird, unterwegs zu fliehen; vielleicht sollte ich es gleich hier versuchen?“

„Aber wie?“ riefen beide in einem Tone aus.

„Auf folgende Weise: Ich werfe den Mantel ab und gehe da durch,“ sagte ich, und zeigte auf die Tür, „sie führt doch sicher in den Hof?“

„Ja,“ bestätigte der Besitzer, der sich mir gegenüber für mehr als einen Kadetten, fast für einen Sozialdemokraten ausgegeben hatte. „Aber nach Ihrer Flucht wird die Polizei kommen, mein Haus umzingeln, eine Hausdurchsuchung vornehmen und mich zur Verantwortung ziehen!“ rief er, die Farbe wechselnd, aus.

„Sie sind ja nicht verpflichtet, anzupassen, durch welche Tür Ihre Käufer hinausgehen,“ erwiderte ich. „Und wenn die Polizei Ihr Haus umringt, bin ich schon längst nicht mehr da.“

Aus meinen Worten und dem Tone, in dem sie gesprochen waren, las er wohl die feste Absicht heraus, ich sei entschlossen, zu meiner Flucht gerade sein Geschäft zu benutzen, denn er fand keine Worte, mir zu erwidern und ging schnell in die erste Abteilung zurück, wohin ihm auch eilig sein Gast folgte. Durch dieses Manöver schien es, als ob sie die Verantwortung von sich ablenken wollten; sie erregten dadurch den Verdacht jenes Polizisten, den ich schon früher als verdächtig charakterisiert habe. Während ich mit dem Besitzer sprach, hielt er sich in angemessener Entfernung und beobachtete mich nur durch die Tür; als aber die beiden Personen hinausgingen und ich dort allein blieb, näherte er sich mir sofort. Da ich sah, daß mein Versuch nicht gelang, tat ich, als ob ich die in den Fächern liegenden Waren betrachtete, um das Nötige für uns auszuwählen.

Aber ich gab noch nicht ganz die Hoffnung auf, die Flucht aus diesem Laden zu bewerkstelligen.

Ich mußte nur dem Polizisten den Gedanken einflößen, daß ich eine solche Absicht nicht hege. Deshalb trat ich oft, während wir im Laufe von zwei bis drei Stunden aus einer Abteilung zur anderen gingen, in die hintere Abteilung, kehrte aber jedesmal sehr bald zurück, so daß jeglicher Verdacht des Polizisten schwinden und er wirklich annehmen mußte, ich interessiere mich nur für das Einkäufen und Auswählen der für uns nötigen Gegenstände.

Gegen halb zwei Uhr mittags hatten wir alle Einkäufe gemacht, und es blieb nur noch ein Geschäft übrig, wir mußten zahlen und die ausgewählten Gegenstände in Empfang nehmen. Als wir zu diesem Geschäft kamen, sagte ich laut zu Stripnikow, daß wir zwei Droschken nehmen könnten, um uns Geräumigkeit zurückzuführen. Diese Bemerkung wie auch unsere ganze vorherige Aufführung mußte die Polizisten vollständig überzeugen, falls sie noch Verdacht gegen

uns hegten, daß sie sich geteert hatten. Menschen, die entfliehen wollen, machen nicht in so sorgfältiger Weise Einkäufe für 150 bis 200 Rubel — eine Riesensumme in den Augen solcher kleiner Beamten, die im Monat zehn bis zwölf Rubel Gehalt erhalten. Zum Glück waren die ausgewählten Sachen noch nicht gepackt; der ältere Kommissar in der zweiten Abteilung und war mit dem Zusammenstellen der Summe beschäftigt. Ich ging zu ihm, um nachzusehen, kehrte aber sofort wieder in die erste Abteilung zurück, wo die Polizisten mit dem Genossen Stripnikow waren, und drückte diesem meine Ungebuld über die Verzögerung aus, durch die wir so viel Zeit verlieren mußten. Das alles tat ich auf so natürliche Weise, daß jeder Gedanke an einen Fluchtversuch schwinden mußte. Ich ging wieder in die zweite Abteilung, als ob ich nachsehen wollte, ob unsere Rechnung nicht endlich fertig sei, und begab mich an die Tür, die, wie ich vorausehete, in den Hof führte.

In größter Erregung öffnete ich sie und befand mich in einem kleinen Hofe, der von allen Seiten von Scheunen und Speichern umgeben war; doch meine Voraussetzung, daß ein offenes Tor auf die Straße führen müsse, bestätigte sich nicht. Nur eine Pforte war da, aber sie war mit einem Hängeschloß versehen; also war es nicht möglich, einfach auf die Straße zu gelangen. Ich überlegte nun, ob ich nicht über die Pforte klettern sollte; den Gedanken gab ich aber schnell wieder auf, denn wenn jemand aus der Nachbarschaft oder von der Straße aus bemerkt hätte, daß ein ergrauter Mensch am hellen Tage über die Pforte kletterte, so hätte man mich sofort unter dem Verdacht angehalten, als wolle ich fremdes Eigentum mitnehmen.

Ich blickte mich wieder im Hofe um und sah, daß kein Abort vorhanden war. Die Entdeckung freute mich. Ich kehrte in die Abteilung des Ladens zurück und ging ganz nahe an den noch immer über den Rechnungen sitzenden Kommissar heran und fragte mit leiser Stimme: „Wo befindet sich bei Ihnen der Abort?“ Ich habe ihn auf dem Hofe gesucht, aber nirgends gefunden.“

„Am zweiten Hofe,“ antwortete er.

„Die Pforte ist aber verschlossen!“

„Da ist der Schlüssel,“ sagte er.

Als ich von ihm den Schlüssel erhalten hatte, ging ich wieder in den Hof, aber schon mit viel sicherem Schritte als das erstemal; ich öffnete die Pforte und ging hinaus. Als ich die Pforte; die in den zweiten Hof führte, abschloß, wählte ich noch einen Balken, der in der Nähe lag, davor.

Das Gefühl, welches mich nun ergriff, glich dem eines Menschen, der ein Kriminalverbrechen begangen hat und sich nun bemüht, die Spuren zu verwischen.

Während ich durch die Pforte trat und sie mit dem Balken versperrte, sah ich in der Mitte des Hofes ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen stehen, das mich mit großen verwunderten Augen anblickte, als ob sie nicht verstände, wer ich sei und was ich eigentlich wollte. Es war wahrscheinlich eine Bewohnerin dieses Hofes, und mein Gebahren konnte, als sie sah, wie ein anständig gekleideter Mann sorgfältig die Pforte sperrte, wie es sonst niemand zu tun pflegte, sie in Erstaunen setzen.

Ich blickte mich schnell um und suchte das Ausgangstor. Es war durch einige Gebäude versteckt, ich ging schnell darauf zu und fand es weit geöffnet. Ich kannte die Stadt überhaupt nicht und richtete mich nur nach der früher erhaltenen Marschroute, die mir vorzeichnete, nach rechts zu gehen. Ich mußte daher an der Ausgangstür und den Fenstern des Geschäfts vorbeigehen, das ich soeben verlassen hatte und in dem noch Genosse Stripnikow und die zwei Polizisten zurückgeblieben waren.

Es kam zufällig jemand durchs Fenster schauen, ein Käufer kam ins Geschäft herein oder es verlassen, die Tür wird sich öffnen und man könnte mich erblicken; solche Gedanken gingen mir durch den Kopf und riefen natürlich ein unbehagliches Gefühl in mir hervor, aber alles wickelte sich glatt ab.

So weit die Aufzeichnungen des Verfassers. Auf den folgenden Seiten des Buches berichtet er dann, wie ihm die Flucht endgültig gelungen ist.

Soziales und Parteileben.

Der Krieg im Berliner Baugewerbe. Das Heer der kämpfenden Arbeiter hat sich seit Montag wieder um eine Sektion vermehrt. Nachdem die P u g e r am Sonntag den Beschluß gefaßt haben, nicht ruhig zuzusehen, bis sie von den

Unternehmern nach und nach auf die Straße gesetzt werden, sondern ihnen mit der Arbeitsniederlegung zuvorkommen, ist dieser Beschluß am Montag ausgeführt worden. Durch die Taktik der Unternehmer, welche eine langsame Aussperrung der P u g e r bezweckte, waren bis zum Sonnabend, 1. Juni, 389 P u g e r arbeitslos geworden. Infolge ihres am Sonntag gefaßten Beschlusses haben am Montag 600 P u g e r die Arbeit niedergelegt. Bis Mittwochabend waren 1207 Streikforten ausgestellt. In den Kontrollstellen meldeten sich am Dienstag 707, am Mittwoch 699 Streikende. 648 P u g e r konnten die Arbeit wieder aufnehmen, weil eine Anzahl von Arbeitgebern nach der Arbeitsniederlegung der P u g e r die Forderungen bewilligte. Dadurch ist die Bewegung also wieder um einen Schritt vorwärts gekommen.

Im Berliner Bäckerstreik sind wieder einige Bewilligungen zu verzeichnen. Die Freie Vereinigung der Bäckermeister hat sich zuerst gewiegert, den Schiedsspruch des Schlichtungsamtes anzuerkennen. Jetzt hat die Mehrzahl der Mitglieder der Freien Vereinigung die Forderungen, die sich ja mit dem Schiedsspruche decken, anerkannt und unterschrieben, allerdings als Einzelpersonen. Bäckermeister Fischer, die führende Persönlichkeit in der Freien Vereinigung, hatte sich bis jetzt gegen die Anerkennung der Forderungen gestäubt. Die Folge davon war, daß er einen großen Teil seiner Kundschaft einbüßte. Das hat Herrn Fischer anderen Sinnes gemacht. Jetzt hat auch er die Forderungen bewilligt. Bei den Kundensammelstellen, welche der Bäckerverband in solchen Stadtteilen eingerichtet hat, wo nur wenige Bäckermeister bewilligt haben, sind Meldungen in großer Zahl eingelaufen. Die betreffenden Kunden werden nunmehr von Bäckermeistern, die bewilligt haben, zu ihrer Zufriedenheit bedient. Bei den P e s e h a n d l e r n, die sich zur Niederbindung der Bäckerstellen mit den Innungen verbündet haben, zieht der Dalles ein. Am Mittwoch wurden in der Pfandkammer fünf Zentner P e s e ö f f e n l i c h versteigert. Diesem Zeichen des Niederganges der Syndikatsherren werden weitere folgen. Der Plan, eine syndikatsfreie P e s e f a b r i k zu gründen, nimmt immer festere Gestalt an. Das erforderliche Kapital ist bereits gesichert, die Gründung dürfte in nächster Zeit eine vollendete Tatsache werden. Ein ausreichender Kundencreis ist dem neuen Unternehmen bereits gesichert, denn der überfall durch das Syndikat hat die davon betroffenen Bäckermeister derart verbittert, daß sie entschlossen sind, die geschäftlichen Beziehungen mit ihren bisherigen P e s e l i e f e r a n t e n unter keinen Umständen wieder aufzunehmen. Die Herren vom Syndikat fallen also in dieselbe Grube, die sie anderen gegraben haben.

Ein „christlicher“ Kartellpräsident als Streikvermittler. In Hochdorf haben sämtliche Metallarbeiter gekündigt und da die Meister nicht bewilligen wollten, begann der Streik mit Montag, den 8. Juni. Nun veröffentlicht der „Arbeiter“, das Organ des Zentralverbandes „christlicher“ Arbeiter-Organisationen in der Schweiz, folgenden Interlat:

„3 Metallarbeiter, 3 Schleifer und 3 Former per sofort gesucht. Dauernde Beschäftigung bei hohem Lohn!“

Sich wenden an Alois Rast, Kartellpräsident, Hochdorf.“

Schiedsgerichte und Arbeiterversicherung. Nach der Übersicht, die über die Geschäftstätigkeit der Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung im verfloffenen Jahre im Ministerialblatte der Handels- und Gewerbeverwaltung vor kurzem veröffentlicht worden ist, ist gegen das Jahr 1905 die Zahl der Verurteilungen von 92283 auf 94987, also um rund 2700 Verurteilungen, gestiegen. Die „Nöln. Ztg.“ meint dazu: „Diese Zunahme erklärt sich durch das wachsende Bedürfnis der Bevölkerung für die Wohltaten der Arbeiterversicherung und durch das immer mehr hervortretende Bestreben, um jeden Preis in den Genuß einer Rente zu gelangen.“ — Das ist denn doch der Wahrheit Gewalt angetan. Gewiß reist in den Arbeitern das Rechtsbewußtsein und die Selbsterkenntnis mehr und mehr, aber die Erhöhung der Zahl der Verurteilungen resultiert doch wohl daher, daß dank der Untersuchungskommission die Zahl der Rentenbewilligungen außerordentlich stark zugenommen ist. — Erreulich ist, daß infolge der Anweisungen des Ministers für Handel und Gewerbe eine erhebliche Beschleunigung in der Erledigung der Verurteilungen eingetreten ist. Während im verfloffenen Jahre noch 16 Prozent der Streitsachen nicht erledigt wurden, beträgt der Prozentsatz der unerledigten Verurteilungen im Jahre 1906 nur 12.

„Ach, und ich glaubte, der liebe Gott wäre nur in der Kirche.“

„Meine Märrin, du. Hier ist er nur, wenn er am lauesten sprechen will.“

„Hat er dir schon was gesagt, Großväterchen?“

„Viel, viel, mein liebes Kindchen“, gab er bewegt zurück. „Als sie wissen wollte, was, war es mit seinem Latein zu Ende. Als er sie draußen wieder an der Hand hatte, stellte sie abermals neugierige Fragen:“

„Sag' mal, Großväterchen, weshalb habe ich denn kein Großmütterchen mehr?“

„Weil sie gestorben ist.“

Sie lachte. „Das sagt Papa auch immer. Ich weiß auch, wo sie begraben liegt. Nur einer großen Eiche. Papachen hat es erzählt. Ich lag einmal abends in meinem Bettchen und fragte nach Großmütterchen, und da hat er es mir erzählt. Ich will aber die Eiche auch mal sehen. Wenn Papa wieder hier ist, fahren wir einmal hin, nicht wahr?“

Dulders sagte nichts, sondern ließ sie ruhig plaudern. Aber er spürte, wie seine Hand bebte, mit der er sie hielt. Der Wunsch regte sich aufs neue in ihm, Paffen möchte nie mehr zurückkehren, um unbedachtliche Worte an sein Töchterchen zu richten. Er fühlte seinen Atem erst freier strömen, als er Olga vorzüglich ausgearbeitet hatte und zu der Gewißheit kam, daß ihr Gedächtnis nur von leeren Worten erfüllt war.

Eines Tages aber kehrte sein Schwiegersohn frisch und gesund zurück. Er hatte sich einen kräftigen Vollbart stehen lassen, der seinem starkgebräunten Gesicht einen fremden Zug gab, so daß Olga ihn zuerst nicht wiedererkannte. Als Dulders davon hörte, dachte er, es wäre schöner gewesen, wenn wirklich ein gänzlich Unbekannter sich eingestellt hätte. Mit seinen kleinen Familienfreunden war es vorbei. Er stimmte zwar in den Jubel Otis mit ein, die heilig und fest gelobte, ihren Rolf niemals wieder allein reisen zu lassen, aber sein Gefühl blieb kalt. Dann aber, als auch die Herzenstöne des Kindes sein Ohr trafen, ging er doch beschämt von dannen. Wie vertrottelt mußte doch seine Seele sein, wenn er dem Kinde den Vater, dem Weibe den Mann nicht mehr gemüht hätte, nur damit seine feige Selbstsucht darunter nicht zu leiden hätte.

Um diese Zeit erhielt er von einem Käufer ein gutes Angebot für sein Geschäft, und so schloß er den Handel ab. Er kam sich in Paffen's Familienkreis plötzlich überflüssig vor, er schenkte auch seinen Blick und wollte den alten Vorwürfen entgehen. Und so traf er im nächsten Frühjahr die Vorbereitungen zur Überredelung nach Gichenneß. Die Tiergartenwilla stellte er seinem Schwiegersohn zur Verfügung. Nur zwei Zimmer behielt er sich zur Benutzung vor, falls er

einmal noch nach Berlin kommen sollte, was jedenfalls selten eintreten würde. Auch sonstige gewisse Bedingungen hatte er zu stellen. Otis sollte mit dem Kinde jeden Sommer einige Wochen bei ihm verleben, und wenn sie nicht wollte, oder andere Reisepläne habe, so sollte man ihm wenigstens die kleine Olga anvertrauen. Paffen, dem die plötzliche Wendung dieser Dinge sehr angenehm war, ging auf alles ein und sagte sogar zu, daß man in diesem Sommer schon von der angebotenen Gastfreundschaft Gebrauch machen werde. So würde auch endlich mal sein Wunsch, Gichenneß zu sehen, in Erfüllung gehen. Er war neugierig, was für eine Umwandlung im Gemüte seines Schwiegersvaters nun vorgehen werde.

Nach in den letzten Tagen hatte Dulders sehr wichtige Bestimmungen zu treffen. In dem Testamente, das er bereits vor Jahren, ehe Paffen zu ihm in verwandtschaftliche Beziehungen trat, gemacht hatte, war Otis zur Universalerin eingesetzt worden. Nun stieß er dieses Testament um und ließ von seinem Notar ein ganz neues aufsetzen. Zahlreiche Stiftungen wurden mit Legaten bedacht, Otis erhielt die Tiergartenwilla und den Hauptteil des Vermögens mit der Einschränkung, daß, wenn sie und das Kind vor Paffen stirbe, diesem nur eine gewisse Summe zuziele, das ganze übrige Vermögen aber näher bezeichneten Stiftungen. Als Gichenneß sollte ein Heim für arme Kinder geschaffen werden, denn es hätte ihm noch im Grabe keine Ruhe gelassen, wenn seine Tochter dort ahnungslos umhergewandelt wäre, wo ihre Mutter von seiner Hand gefallen war. So wollte er mit Gewalt die Unglückscholle von der Familie losreißen, damit jede Erinnerung daran für immer ausgelöscht werde.

Über Luzfelde, dessen Zwangsversteigerung bevorstand und das er hoffte an sich zu bringen, wollte er sich die Bestimmung noch vorbehalten. Er wußte noch nicht, ob er es als sein Eigentum behalten oder freihändig wieder verkaufen würde. Im ersteren Falle hätte er es dann noch gern Otis vermacht, damit Paffen seine Freude an der Natur haben könnte. Es hätte ihm Vergnügen gemacht, so lange er noch lebte, es selbst zu bewirtschaften und dabei den Genuß aus seiner Rache zu ziehen. Schon während der letzten Jahre hatte er aufgehört, den Wald ganz niederzuliegen, weil seiner Meinung nach das Gut schon genug entwertet war. Und so hatte er dem Grafen plötzlich die Hypothek gekündigt. Er glaubte, daß Luz in seiner Verzweiflung sich nun persönlich mit der Bitte an ihn wenden werde, die Hypothek noch weiter stehen zu lassen, weil er sonst ein ruinierter Mann war. So wäre denn der Graf wie ein Bettler vor ihm erschienen, und er hätte ihn mit kalter Höflichkeit abgewiesen. Aber Luz kam nicht, er ließ auch sonst nichts von sich hören, und so fiel das ganze schöne Bild, mit dem Dulders sich jahrelang in Gedanken getragen hatte, in sich

zusammen. Seine Rache erschien ihm nur halb befriedigt, das machte ihn noch verdrießlicher, als er schon war. Es kam also zum Außersten.

Nur vor seiner Abreise nach Gichenneß, als er gerade die Nachricht erhalten hatte, daß sein Gebot für Luzfelde ausfalltagend gewesen sei, erhielt er von Luz folgendes Schreiben:

„Berehrtester!
Mein langes Ohr hat mir in der letzten Zeit wiederholt geflungen, und so habe ich denn — wohl nicht mit Unrecht — angenommen, daß Sie überaus lebhaft an mich dachten. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich genau weiß, was Sie gedacht haben. Ich kenne Dulders, doch Dulders kennt mich nicht. Mohammed kommt nur einmal zum Berge, das zweitemal nicht, und sollte der Berg noch so sehr darüber entrüstet sein, daß sein goldener Inhalt aus Arger über nicht ganz gelöschten Rachedurst verheißungsvoll zu klingen beginnt. Sie sehen, mein Vetter, daß ich, wenn ich mich jemals für einen bürgerlichen Beruf hätte entscheiden können, noch als Gedankenerräter mein vielleicht nicht ganz schlechtes Fortkommen gefunden hätte. Wie ich Sie mir vorstelle, lassen Sie manche Stunde erwartungsvoll in Ihrem behaglichen Kontorsessel, den Blick vielleicht mitunter auf die schöne Litographie an der Wand gerichtet, die für uns beide so peinliche Erinnerungen enthält, und sahen mit Sehnsucht dem betanuten glänzenden Zylinder entgegen, den Sie schon durch die Fenstervorhänge erblicken konnten, wenn er der bekannten ersten Klasse entstieg. Es tut mir leid, daß Sie meine Person für so wichtig hielten, Ihre Wege unangenehme Stunden zu erleben, aber der Gedanke tröstet mich, daß diese kleinen Leiden jedenfalls unbedeutend waren im Verhältnis zu den großen, die Sie um eines andern Geschöpfes willen jahrelang im stillen Kämmerlein erlitten haben. Ja, Dulders, ich weiß es! Das Inventarium Ihrer Seele hat mir während der ganzen Zeit, wo ich das große Vergnügen Ihres persönlichen Verkehrs genoss, offen und durchsichtig wie Kristall vor meinem tieferen Blick gelegen. Und weil ich die große Armliebe dieses Inventars stets empfunden hatte, ist mein Herz frei von Neid gegen Sie geblieben. Und so blieb der feste Refrain meines inneren Bedauerns immer derselbe: „Armer König der Wälder!“ Und so sage ich auch heute noch: „Armer König der Wälder! Dein Königtum war nur von Deines Gnaden, und deshalb war Deine Großmut nur Talmt, Deine Herrschaft nur Sklavennut und Dein Amores ein irdenes Gefäß, das niemals einen Klang von sich gab, denn es ist ein Riß in ihm vorhanden, den all Deine Wohltätigkeit, der Not des Bewußtseins gehorcht, nicht dem eigenen Triebe“, all Deine Neue und Risse sie in heißen Strömen zum Ozean des Schmerzes, nicht mehr heilen wird.“ Und wenn Sie nun erfahren, mein Vetter, daß mir also dem Ihrem Herzen (bitte, nicht wörtlich zu

posten, das Recht sich selber verdorben haben, gegen Haekels kühnere naturphilosophische Folgerungen aufzutreten, — wenigstens verdorben haben werden für eine Zukunft, die gerecht wagt. Sie forderten nicht gegen ihn innerhalb des gleichen Wahrheitskampfes, sondern ein ganzes rickständiges Stockwerk tiefer. Nicht um den absoluten Sieg der Wahrheit ging es ihnen, sondern um die Möglichkeit eines Kompromisses mit gewissen Mächten unseres öffentlichen Lebens, deren Herrschaftsrecht nicht in der Logik, sondern in ererbten äußerlichen Macht begriffen lag. Es mochte eine Forderung gewisser diplomatischer Lebensklugheit sein, sich diesen Kompromiß offen zu halten, — um der praktischen Größe jener Macht willen. Haekel hat diese „Lebensklugheit“ nie gehabt, das ist zugegeben. Aber eine Vertauschung aller Werte war es unzweifelhaft, wenn die Lebensklugheit des einzelnen sich verschänzen wollte hinter grundlegenden Forderungen der Methode der Naturforschung selbst, — wenn eine Forschung jeden Fortschritt nach gewissen Seiten abschneidet mit der Forderung der „Exaktheit“ gegenüber der Philosophie, — und dann selber diese Exaktheit ausnützte mit einem praktisch brauchbaren Kirchentradition, die sich bloß darin von der echten Philosophie unterschied, daß sie uralte und erlirte war, auf logische Beweise pfliff und sich dafür weltlicher Autoritätswaffen bediente, die ihr gewisse historische Verknüpfungen ohne ihr Verdienst an die Hand gegeben hatten.

Es war die dunkelste Wolke, die mit solchen Ermäßigungen dem jungen Darwinismus schon vom Horizont drohte. Aber in dieser guten Stunde konnte sie keine Laune noch nicht trüben. Ein durch und durch optimistischer Zug rauchte durch diesen ganz ersten Darwinismus mit wahrem Frühlingsszauber. Noch einmal im Verlauf der Verammlung sollte Haekel das Wort bekommen. Der Geologe Otto Volger legte in der Schlußsitzung seine Bedenken gegen die neue Lehre, höflich, aber mit aller Energie dar. Selbstsame Verknüpfung der Dinge, die gerade auch Volger in solcher Stellung hierher brachte.

Volger ist der Mann, der das alte ehrwürdige Goethehaus in Frankfurt am Main uns gerettet hat. Von ihm erhielt es als Geschenk das Freie Deutsche Hochstift. Eine Tat, die mit Geologie („Erdbissenschaft“) wie er verdeutschend sagte nichts zu tun hat, aber in den Annalen der Kulturgeschichte steht. So kam der Schatten Goethes hierher nach Stettin, in die öffentliche Geburtsstunde des deutschen Darwinismus. — Goethes, der einst schaffend an der Wiege dieser Entwicklungsideen gestanden hatte. Und der ihn herführte, war ein Mann, der als „Erdbissenschaftler“ die Gedanken Darwins und Haekels meinte angreifen zu müssen.

Kein Teil der Naturforschung ist in den folgenden Jahrzehnten so einig reiches Fruchtgelände des Darwinismus geworden wie die Geologie. Eine fortlaufende Beweisführung „für Darwin“ durfte man sie mit Recht nennen. Von jener kleinen Platte des Solenhofener Uraschiefers an, die 1861 den ersten Abdruck der Archäopteryx, des echten Übergangsgliedes zwischen Eidechse und Vogel, gab, bis auf die unvergleichlichen Funde von Othniel Marsh, Cope und Ameghino in Amerika, die den Stammbaum der Säugetiere in ganzen Ketten vor Augen führten, — oder endlich bis auf jenen Schädel und Oberarm des Affenmenschen von Java, den Eugen Dubois gefunden hat und der uns den Schritt vom Gibbon-Affen zum Menschen in greifbarer Gestalt vor Augen gestellt hat. Aber, als sei es herausgezaubert eben erst durch die neu zu beweisende Entwicklungsidee, so ist tatsächlich das meiste und beste dieses Materials erst gekommen, als Darwin bereits überall festen Fuß zu fassen begann. Und in jener frühen Stunde damals konnte gerade ein Geologe mit einem Schatten von Recht noch den Skeptiker spielen. Man braucht darauf heute nicht einzugehen, die Dinge haben sich selbst antiquiert. Es liegt aber ein Nebenpunkt in Volgers Kritik und Haekels provozierter Replik, der noch erwähnenswert ist.

Volger bezeichnet den Darwinismus im ganzen als Hypothese ins Blaue hinein. Aber er gibt doch etwas zu. Die Arten der Tiere und Pflanzen brauchen nicht absolut unveränderlich zu sein. Nur eins ist unmöglich: eine im ganzen aufsteigende Richtung der Entwicklung. Von Urzeiten an müßten alle Gruppen der Lebewesen, auch die höchsten, nebeneinander dagewesen sein. Driftliche Wandlungen von Land und Wasser und anderen bedingten wohl ein gewisses Hin- und Herpendeln der Formen. Aber nach kurzem Kreislauf kehrte alles ins Frühere zurück. Das Symbol des Weltbildes überhaupt ist die sofort wieder absinkende, im Meere wieder ausgeglättete Welle. Niemals gibt es einen dauernden Anstieg, Wellen, die sich konstant überbieten. Das Bild des Menschenlebens ist das Analogon aller scheinbaren „Entwicklung“: Jugend, Mannesalter und wieder Greis und zurück. Mit sehr billiger Phrase wird betont, daß mit solcher Vorstellung ein „ewiges Werden“ gerettet sei, das besser sei als eine starre Erfüllung. Als wenn nicht auch eine ewig ansteigende Entwicklung dieses ewige Werden umschloße! Gleich nach Volger ergreift Haekel noch einmal das Wort. Er bestreitet nicht nur die Schwächen des Geologen. Auch jene philosophische tiefere Frage greift er auf. Jene „Perspektive des beständigen Kreislaufs“ widerspreche „allen Tatsachen aus der Geschichte der Menschheit“. Wenn man an das Gefühl appelliert, so ist diese Kreislaufstheorie für mich trübselig, während die mit der Darwinischen Ansicht zusammenfallende Ansicht von einer fortschreitenden Entwicklung allein als der Natur des Menschen entsprechend erscheint. Die Geschichte der Tiere und Pflanzen steht, wie die der menschlichen Kultur unter dem „Gesetz des Fortschritts“.

In diesen Sätzen Haekels steckt die ganze optimistische Stimmung des damaligen Darwinismus sonnenhell. Es lag eine Fundamentalfolge hier für den Stimmungswert der neuen Theorie, die Frage, ob sie trotz ihrer furchtbaren Zerstörungen, trotz ihrer Loslösung von dem alten Gottesbegriff eine innere Weltversöhnung sich wahre, die Versöhnung im Sinne eines großen Weltwachstums empore und immer wieder empore, in immer größere Erfüllungen hinein? Gott ging ein in das Naturgesetz. Es gab keine „Zweck“ mehr außerhalb des schlicht unabänderlichen Laufes dieser Naturgesetze. Aber jetzt diese Naturgesetze, — was bewirkten sie? Eine Welt, die fort und fort harmonischer wurde, die im ganzen ein steigender Or-

ganismus war, eine ewige Gottwerdung in dem Sinne, daß nicht Gott ein Ding da außen war, das stieß, sondern daß das Chaos sich heraufgestaltete zu Gott, — Gott am Schluß der Dinge, nach Neonen von Welten, die scheinbar zerbrachen wie die Individuen im Daseinskampf der Einzelwelt, und deren ungeheure Essenz doch ewig blieb, sich von Welt zu Welt wie ein bewegtes Staubkörnlein weitergab, das der Ausgangspunkt unendlich neuer und abermals verwickelterer Bewegungen ward...? Oder aber: — war die Arbeit dieser Naturgesetze bloß ein unablässiges Schüren, Drängen, Blasenreiben ohne jeden inneren Zusammenhang, — Wellen, die da stiegen und sanken, neu kamen und wieder starben im Ozean, ein ewiges Verrauschen ins Nichts, — die ganze „Entwicklung“ ein absolutes sinnloses Spiel ungezählter Ansätze, von denen nie einer weiter kam...?

Auch dieser Klang gehörte in jene erste Melodie. Es hätte etwas gefehlt, wäre dieses Motto nicht schon angeschlagen worden. Wege mochten sich auch hier trennen, in der Menge; aber auch im Kopfe des einzelnen mit dem immer neuen Durchdenken. Das ganze Ringen von Optimismus und Pessimismus mochte hier ankniipfen. Jedenfalls aber mußte das Problem gleich zu Anfang einmal gezeitigt sein.

Nachdem Volger, im Grunde gewiß kein böser Gegner, und Haekel sich gegenseitig darauf festgenagelt, — dauernde Gegensätze innerhalb der subtilsten Philosophie des Darwinismus damit bezeichnend —, schließt Brachow die Debatten der ganzen Versammlung noch einmal mit seinem eignen gefährlichsten Segenspruch. In allem Wesentlichen steht er auch hier wieder auf Haekels Seite. Er mahnt, die Geologie sich erst noch etwas ausreifen zu lassen, ehe man urteile. Für die Entwicklungslehre werde die Embryologie (die Lehre von den Keimformen und Mutterlebensentwicklungen der noch lebenden Tierarten) das wichtigste Wort sprechen, — eine Prophezeiung, die wahr geworden ist, wenn irgend eine, und zwar in Haekels eigenem Arbeitsfeld. Schließlich aber, und nun kommt es doch auch hier wieder: die Hauptsache sei das „Streben nach Wahrheit“. Sintermalen aber auch die „ernsthafte Kirchenlehre“ lehren: „Gott ist die Wahrheit“, so erinnere er zum guten Schluß nochmals (wörtlich) „an den Kompromiß, der zwischen der Naturwissenschaft und der herrschenden Kirche geschlossen werden kann.“ Dem Sinne nach: Kinder, haltet euch, ob so, ob so; aber respektiert als Hauptsache immer die Kirche, so werdet ihr trotz aller Differenzen gut fahren. Damit schloß diese denkwürdige Naturforscher-Versammlung. Mit dem Frieden der Bombe, die geräuschlos raucht, als sei sie bloß eine Tabakspfeife. Aber sie wird plagen.

Aus Nah und Fern.

Gymnasiast und Hochstapler. Aus Ostende wird über die Abenteuer eines deutschen Gymnasiasten geschrieben: Vor kurzem traf hier ein Jüngling von vierzehn oder fünfzehn Jahren ein und nahm in einem „Privatlogis“ der Rue des Soeurs-Blanches Wohnung. Er hatte einen Empfehlungsbrief eines deutschen Herrn, der jeden Sommer in diesem Hause abzuwarten pflegt. Auf diese Empfehlung hin wurde er aufgenommen, zumal da er für fünf Tage im voraus bezahlt. Er kaufte sich mehrere weiße Strandanzüge, ging zum Spiel in den Kurkaal, speiste in den besten Restaurants usw. Er ließ sich Marquis nennen, erzählte, daß sein Vater auf der Jagd erschossen worden sei und zählte seine Vorfahren und ihre Waffentaten auf; seine Mutter hatte, als sie den Tod des Vaters erfuhr, gleichfalls das Zeitliche gelehrt. Nach dem Tode seiner Eltern hatte er seine Güter verkauft und Millionen eingenommen. Da der „Marquis“ als vollkommener Gentleman auftrat, flößte er trotz seiner Jugend Vertrauen ein. Zwei Tage nach seiner Ankunft ließ er sich ein Reitpferd aus und machte einen kleinen Spazierritt. Man sah ihn nicht mehr wieder. Die Polizei schickte Telegramme und Signalements nach allen Richtungen hin. Dieser Tage entdeckte ihn ein Diener in Thiel und telegraphierte sofort nach Ostende an den Besitzer des Reitpferdes, der mit dem nächsten Zuge nach Thiel abreiste und auch sein Pferd wiedererlangte. Der Jüngling aber war von neuem verschwunden und alle Nachforschungen blieben vergeblich, bis ein Telegramm aus Düsseldorf des Rätsels Lösung brachte: Der junge „Marquis“ Albrecht v. B... ist ein Gymnasiast, der sich aus seines Vaters, eines Düsseldorfer Kaufmanns, Kasse mit Geldmitteln versehen hatte, um sich einmal die Welt zu besuchen; als das Reisegeld aufgezehrt war, kehrte der verlorene Sohn reumütig zurück.

Zum zweitenmal zum Tode verurteilt. Der Arbeiter Adam Kurtsch, der am 27. Oktober v. J. den Betriebsführer Bahne der Zeche „Glückauf Tiefbau“ erschossen hatte, war in der letzten Schwurgerichtsperiode zum Tode verurteilt worden. Auf Revision des Urteils war das Urteil vom Reichsgericht aus formalen Gründen aufgehoben worden. In der Sitzung des Schwurgerichts in Dortmund, die bis in die frühen Morgenstunden dauerte, wurde Kurtsch wiederum zum Tode verurteilt. Die Geschworenen wollen ein Gnaden-gesuch einreichen.

Der wegen zweifachen Mordes zum Tode verurteilte Kopfplachter Liberta in Beuthen Ober-Schl. hat die Wiederaufnahme des Verfahrens beantragt, um weitere Morde aufzuklären.

Erhöhter Einbrecher. In Dorbeck erschoss der Landmann Schemann einen Einbrecher, der in eine Scheune einzudringen versuchte. Der Getötete ist ein Pole namens Strzyblewski.

Anonyme Briefe. Aus Chemnitz wird gemeldet: Der 60jährige Fabrikant Heun aus Siegmars, der wegen Schreibens von anonymen Briefen zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden war, ertränkte sich aus Gram darüber. Heun hatte ursprünglich die Urheberschaft der anonymen Briefe zugegeben, später das Geständnis aber widerrufen.

Ertränkt. Frau Hau geb. Molitor, die Ehefrau des wegen Mordes an seiner Schwiegermutter in Untersuchungshaft befindlichen Rechtsanwalts Hau, ertränkte sich in einem See bei Pfäffikon in der Schweiz.

Risiko der Arbeit. Auf der Deutschlandgrube in Kattowitz explodierte ein Dampfproh. Drei Monteure wurden so gräßlich verbrüht, daß der Tod kurz darauf eintrat.

Zentrumspolitik im Reichstuhle. Das „Volksblatt“ zu Bochum berichtet einen Fall von Mißbrauch des Reichstuhls zu politischen Zwecken aus Bocholt: Ein freierorganisierter Arbeiter, zugleich Abonnent des „Volksblattes“ und Parteigenosse, trat in den Stand der Ehe. Da er sich kirchlich trauen ließ, so war es nach der Vorschriften der katholischen Kirche nötig, daß das Brautpaar beichtete. Im Reichstuhle wurde dem Bräutigam von dem Geistlichen erklärt: wenn er nicht aus der freien Gewerkschaft austrete und das „Volksblatt“ abbestelle, könne ihm die Absolution nicht erteilt werden. Das Bochumer „Volksblatt“ schrieb viel zu

viel über Geistliche! Der Genosse verzichtete infolge dessen auf die Absolution.

Der vernagelte Bahnhof. Ein Unikum im preussischen Eisenbahnwesen dürfte die an der Lehrter Eisenbahn befindliche Station Fürstendamm sein, die vor zwei Jahren mit Rücksicht auf den starken Verkehr nach den Fabrikanlagen von Siemens u. Palcke am Nonnendamm errichtet wurde. Der Weg, der den Tunnel des Bahnhofes mit dem Bahnhofsvorland verbindet, liegt auf privatem Eigentum, dessen Besitzer die Benutzung gestattete. Kürzlich ist das Terrain in andere Hände übergegangen, und der neue Eigentümer hat den Zugang zum Bahnhof ohne weiteres durch einen Zaun geschlossen. Der Bahnhofsbetrieb hätte nun sogleich eingestellt werden müssen, da niemand zum Bahnhof gelangen konnte, wenn nicht die Mineralwasserfabrik Fürstendamm auf ihrem dem Bahnhof gleichfalls benachbarten Grundstück den Durchgang gestattet hätte. Die Passagiere haben dadurch einen kleinen Umweg. Bahnterrain ist für den Ab- und Zugang nicht vorhanden.

Das zweite Spundloch. Unter dem Verdacht der Weinsäufung wurde in Neustadt in der Pfalz der dort ansässige Weinhändler Ludwig Siegel verhaftet. Die Ursache zu seiner Verhaftung entbehrt nicht einer gewissen Komik. Dieser Tage weilte das Untersuchungsgericht zur Revision in seinen Kellereien. Siegel glaubte sich daher für die nächste Zeit vor einem weiteren Besuche sicher. Als er am Mittwoch morgen gerade mit einem Fasse hantierte, trat ganz unvermuthet der Untersuchungsrichter abermals in den Keller und überraschte ihn bei seinem heimlichen Treiben. Das betreffende Faß war zwar gerichtlich versiegelt, aber der Untersuchungsrichter bemerkte zu seinem nicht geringen Staunen auf dem Fasse ein zweites offenes Spundloch, während der Spund mit dem Siegel unberührt war. Offenbar war der zweite Spund derartig eingefügt gewesen, daß man ihn nicht wahrnehmen konnte. Siegel ergriff die Flucht, wurde aber am Eisenbahnübergang von Gendarmen festgenommen und dem Untersuchungsgefängnis zugeführt.

Wenn Zeugen nach den Vorstrafen gefragt werden. Zu der Frage an Zeugen hinsichtlich der Vorstrafen ist ein Fall aus der Praxis von Interesse, der der „Frankf. Zig.“ aus Darmstadt berichtet wird: In einer Ehescheidungsache fragte der Anwalt einen für seine Partei nicht günstig ausfallenden Zeugen nach seinen Vorstrafen, der Zeuge zählte eine von ihnen nicht auf. Darauf verhaschte sich der Anwalt die Vorstrafliste; die Folge war eine Meinelbstklage und die Verurteilung zu einem Jahre Zuchthaus. Praktisch wäre auch § 884 der Zivilprozessordnung dahin zu ergänzen, daß dem Richter zur Pflicht gemacht würde (zurzeit steht es in seinem Ermessen), den Zeugen darüber anzuklären, daß er berechtigt sei, die Beantwortung der Frage zu verweigern.

Was ist ein „Schubiat“? Diese auch für Deutschland nicht uninteressante Frage ist kürzlich im belgischen Parlament tabellarisch gelöst worden. Als nämlich der belgische Arbeitsminister ohne den Schatten eines Beweises strekende Kohlenarbeiter der Bestohlenheit zleh, nannte der sozialistische Deputierte des Lütticher Wahlkreises, Smeets, den Minister „Lump“. Wie der Brüsseler „Peuple“ schreibt, sollen die Stenographen bei der Übertragung des von dem Abgeordneten aus der Bulgärsprache entlehnten Ausdrucks „Trijonille“ ins vlämische Protokoll einen Augenblick in Verlegenheit gekommen sein. Schließlich übersetzte man den „Lump“ mit dem aus dem autochthonen Vlämisch stammenden „Schobekat“, was beim Aussprechen (Stobjak) an unser heimatisches Schubial stark anklängt. Jedenfalls kann man sich merken: ein Mensch, Minister, Abgeordneter oder Journalist, der kämpfende Arbeiter verleumdet, ist ein Schobekat — Schubiat.

Eine Stichprobe. Aus Kopenhagen wird geschrieben: Die Zahl der außerehelichen Geburten war in Kopenhagen von jeher recht hoch und im Vergleich mit anderen europäischen Großstädten beträchtlicher als an den meisten Stellen. Eine Reihe von Jahren hindurch waren durchschnittlich rund 85 Prozent aller Kindergeburten in der dänischen Hauptstadt als außerehelich zu verzeichnen. Neuerdings aber verändert sich das Verhältnis in fast bemerkenswerdender Weise. Um eine Stichprobe zu machen: In der letzten Woche wurden im ganzen 241 Kinder geboren und von diesen nicht weniger als 131 von nicht verehelichten Müttern! Da ein ähnliches Verhältnis schon früher konstatiert war, scheint man zukünftig damit rechnen zu müssen, daß rund 50 Prozent aller Geburten außerehelicher Herkunft sind.

Der Mörder des Gesandtschaftssekretärs. Aus Brüssel wird gemeldet: Der Prozeß gegen Charles Waddington, den Mörder des chilenischen Gesandtschaftssekretärs Valmaceda, beginnt vor dem Brüsseler Schwurgericht am 24. Juni. Man vermutet, daß der Prozeß vierzehn Tage dauern wird.

Ein entmenschetes Geschwisterpaar. Die Geschworenen von Paris haben den 21jährigen Louis Dranowski und dessen 15jährige Schwester Felice des Mordes an ihrem Vater, dem 50jährigen Maurice Dranowski für schuldig befunden und Louis zum Tode verurteilt, Felice wegen ihres jugendlichen Alters zu zwei Jahren Korrektion. Die Geschwister hatten mit ihrem Vater in Unfrieden gelebt, und bei Gelegenheit eines Streites verfechte Felice ihrem Vater einen Schlag auf den Kopf mit einem Knüttel, während Louis dem Vater ein Messer ins Herz stieß. Nach dem Urteil wünschte eine von den Wachen, die das Geschwisterpaar ins Gefängnis geleiten sollte, dem Louis eine angenehme Nachtruhe. Der gemüthvolle junge Mann antwortete darauf: „Wohl, aber vor dem Schlafen will ich noch tüchtig zu Abend essen.“ Es ist bemerkenswert, daß das französische Strafgesetz für die Hinrichtung von Vatermördern die Bestimmung getroffen hat, daß der Delinquent barfuß, das Haupt mit einem schwarzen Tuch bedeckt, zum Schafott geführt werden muß und daß der Scharfrichter vor der Hinrichtung den versammelten Zuschauern das Todesurteil und seine Gründe in Gegenwart des Delinquenten vorzulesen hat.

Über die Explosion des afrikanischen Schmugglerschiffes wird aus Tunis gemeldet: Hunderte sahen vom Ufer aus, wie 30 Barken das von dem Tripolitaner Mostafel Matari befehligte Schiff, eine sogenannte Sakofev, umzingelten. Matari, hochaufgerichtet inmitten der um den Mast aufgestellten Pulverbüschel, beantwortete die an ihn von vier Spahis gerichtete Aufforderung, indem er eine brennende Lunte schwang und ausrief: „Quer großmüthiger Chef soll kommen! Den Ehrenplatz kann er sich aussuchen!“ Darauf wurde den Barkenführern vom französischen Kommandanten befohlen, an Bord zu springen und Matari zu überwältigen. Schon waren zwei Beherzte an Bord, da erfolgte die Explosion, die man bis Madhia vernahm. Matari und seine 10 Leute, die 4 Spahis, 60 Barkenleute und mehrere Neugierige am Ufer wurden in Stücke zerissen, über 300 Leichenteile sind bisher geborgen worden. Man weiß nunmehr, daß der Großkaufmann Abdullah ben Chahane, für den die Konterbande bestimmt war, sie auf dem Wege durch die Sahara an marokkanische Stämme liefern sollte. Ob Europäer sich auf dem von Piräus gekommenen Schiffe befanden, wird wohl niemals aufgeklärt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schmarck. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.